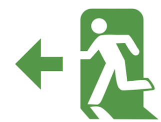
Je Türenknall, desto wieder-komm

Kathrin Passig



Je Türenknall, desto wiederkomm

Alle Kolumnen 2020

Kathrin Passig

2021

Inhalt

Vorbemerkung

Wöchentliches Kolumnieren hat zwei Vorteile und einen Nachteil: Man bekommt doppelt so viel Geld wie für eine Kolumne im Zweiwochenrhythmus und sogar vier Mal so viel wie für eine monatliche. Der Abgabetermin ist leicht zu merken, während er bei einer Monatskolumne immer wieder überraschend kommt. Der Nachteil besteht darin, dass sich kein Mensch 52 Mal im Jahr ein interessantes Kolumnenthema ausdenken kann. Die meisten hier versammelten Texte sind aber ganz gut. Die anderen habe ich nicht weggelassen, weil ein Jahr nun mal 52 Wochen hat, von denen man auch keine nachträglich streichen kann, nur weil man mit ihnen nicht zufrieden war. Außerdem ist mein Urteil wahrscheinlich gar nicht deckungsgleich mit dem anderer Leute. Wenn Sie beim Lesen an eine Kolumne geraten, in der irgendwie nichts drinzustehen scheint, blättern Sie einfach weiter, es wird gleich wieder besser.

Alle Texte sind zuerst im Wochenendmagazin der *Frankfurter Rundschau* erschienen. Tanja Kokoska, Regine Seipel und Anne Lemhöfer haben mitgeholfen, sie besser und verständlicher zu machen. Die Redaktion des Techniktagebuchs und dort insbesondere Oliver Laumann haben Vergleiche, Titel, Themen und Beispiele gestiftet. Das Techniktagebuch kann man unter techniktagebuch.tumblr.com lesen oder, wenn man Bücher lieber mag, dort als Buch herunterladen. Gregor Weichbrodt hat das Cover dieser Ausgabe gestaltet.

Das Buch ist am 28. Januar 2021 erschienen und

wurde zuletzt am 26. Mai 2021 korrigiert.

1

Ganz unter uns

Leichtfertig gründet man irgendwo im Netz eine Gruppe zum Austausch von Informationen über Alpacas oder Zeitmaschinen. Fünf Minuten vergehen, dann hat die Gruppe so viele Einwohner wie die Niederlande und wünscht sich ein Parlament und eine Armee. Jemand äußert den Verdacht, dass die Gruppengröße Probleme erzeugt, traditionell gefolgt von der Vermutung, dass in kleinen Gruppen alles besser wäre. Dieses Geschehen wiederholt sich so zuverlässig wie die Jahreszeiten, nur eben nicht viermal im Jahr, sondern eher viermal pro Minute.

Letzten Sommer veröffentlichte der Spieleentwickler, Autor und Künstler Darius Kazemi eine Anleitung zur Abkehr von großen Communities. Man kann sie unter runyourown.social nachlesen: »Wenn du die Nase voll hast von Facebook, Twitter oder was auch immer und glaubst, dass es bessere Lösungen geben müsste, ist diese Anleitung für dich.« Große Social-Media-Plattformen seien leicht zu benutzen, aber man bezahle einen hohen Preis dafür. Das Betreiben eines eigenen Angebots sei schwerer, aber ausgesprochen lohnend. Auf so einer eigenen Plattform könne man Probleme auf dieselbe Art lösen wie in kleinen Gemeinschaften »in der echten Welt«, anstatt sie auf unterbezahlte Facebook-Moderationsteams abzuwälzen.

Allerdings kann man die meisten Probleme, die große Gruppen mit sich bringen, auch in kleinen bekommen. Kazemi empfiehlt Gruppengrößen von

deutlich unter 100 Personen. Diejenigen Zerwürfnisse im Netz, die ich direkt miterlebt habe, spielten sich in Gruppen ab, die nicht größer waren. Und meine Techniktagebuch-Blogkollegin Angela kommentierte das Erscheinen der Anleitung: »Hahahaha nein. Das schlimmste Internetdrama meines Lebens geschah in einer Community mit einem Dutzend Mitgliedern.« In der Formulierung, man könne dann Probleme im Netz so lösen wie in traditionellen kleinen Gemeinschaften, steckt eine Romantisierung des Dorflebens und überhaupt des Lebens vor dem Internet, die ich als ehemaliges Landkind nicht nachvollziehen kann.

Ein paar Vorteile haben kleine Gruppen tatsächlich. Manchmal sind sie nur deshalb klein, weil sie noch keine Zeit zum Wachsen hatten. In Gemeinschaften, die sich neu zusammengefunden haben, benehmen sich alle etwas besser, ähnlich wie man sich in neuen Beziehungen noch bemüht, nur heimlich in der Nase zu bohren.

Außerdem enthalten sie wahrscheinlich weniger unterschiedliche Menschen als größere Gruppen. In einem Chat mit etwa dreißig aktiven Personen kommentierte ich vor einigen Wochen den Rechenfehler eines Apothekers: »Bestimmt rechnet der Apotheker sonst nur in homöopathischen Verdünnungen, und da ist ja noch mal alles ganz anders.« »Das ist jetzt apothekerfeindlich«, schob ich dann hinterher, »und ich traue mich das nur, weil ich weiß, dass hier drin niemand Apotheker ist.« In größeren Gemeinschaften gibt es immer auch einen Apotheker, der sich über so blöde Kommentare zu Recht beschweren wird. Dasselbe gilt für unbedachte Äußerungen über alle anderen Beru-

fe, Vorlieben, Kleidungsgewohnheiten und sexuellen Orientierungen. Das Leben in der kleineren Gruppe ist also nicht einfacher, weil diese Gruppe irgendwie reiner und freundlicher wäre als das große Facebook-gewusel. Es bringt nur weniger Probleme mit sich, weil man sich auf die Abwesenheit von Apothekern verlassen kann.

Außerdem ist Kleinheit keine Lösung, weil sie sich nicht dauerhaft erhalten lässt. Wenn man nach Erreichen einer bestimmten Gruppengröße die Grenzen schließt und niemanden mehr hereinlässt, verursacht das Probleme an anderen Stellen: Die Gruppe wird ohne neue Menschen und Ideen von außen müde und übellaunig. Arbeitet man gemeinsam an einem Projekt, dann gehen diesem Projekt die motivierten Arbeitskräfte aus. Man kann es bei Netzgemeinschaften schlecht so halten wie auf den Bruderhöfen der Hutterer, die beim Erreichen einer Größe von 120 bis 150 Menschen geteilt werden. Das geschieht etwa alle 20 bis 25 Jahre, und das Los entscheidet, wer auf den neuen Hof umziehen muss. So etwas kann in einer autoritär strukturierten religiösen Gemeinschaft funktionieren, wird aber in Netzprojekten auf wenig Gegenliebe stoßen.

Die Idee von der einfacher zu handhabenden kleinen Gemeinschaft entspringt wahrscheinlich dem allgemeinen und nachvollziehbaren Wunsch, Facebook, Twitter und andere Plattformen zu beschimpfen. Dazu kommt ein Wunsch nach einfachen Lösungen. Die gibt es aber generell selten, und schon gar nicht da, wo Menschen irgendwas gemeinsam unternehmen. Apotheker sind einfach überall, und wahrscheinlich ist es sinnvoll, sich

langfristig darauf einzustellen.

2

Die Ankunft der Zukunft

Im Mai 2014 habe ich zum ersten Mal eine VR-Brille ausprobiert. Es geschah auf der re:publica, und man musste lange warten, um ein paar Sekunden lang auf der virtuellen Achterbahn fahren zu dürfen. Währenddessen rief der Rest der Schlange: »Kann ich jetzt auch mal?« Zwei Jahre später, im März 2016, war ich in Berlin auf einem »VR Film Festival«, das ebenfalls zu einem großen Teil aus Schlangestehen bestand. Aber das ist ja beim Skifahren nicht anders, ohne dass die Beliebtheit des Sports darunter leidet.

Nach dem Ende des Filmfestivals tauschten meine Begleiter und ich unsere Vorstellungen über die brillenförmige Zukunft aus. »Ob es eher ein Vergnügen für zu Hause werden wird?«, überlegte ich damals im Techniktagebuch-Blog. »Man ist der Umgebung ja währenddessen fast so schutzlos ausgesetzt, als würde man schlafen. Oder wird es nur so gehen wie hier, wo freundliche Betreuer währenddessen aufpassen, dass man nicht bestohlen wird und das Haus nicht abbrennt?« Ich wusste noch wenig über das neue Ding, aber ich war überzeugt, dass es die Welt verändern würde.

Einige Wochen danach bekam ich auf einer weiteren Veranstaltung ein »Google Cardboard« geschenkt, eine Pappkonstruktion, mit der man sich das eigene Handy als VR-Brille vors Gesicht halten und Achterbahn fahren kann, so lange man will. Also in meinem Fall ständig, aber nur am ersten Tag. Danach verschwand

die Googlepappe in einer Kiste, wo sie bis heute liegt.

Die virtuelle Brillenzukunft kam also heran wie die meisten Zukünfte: langsam und unauffällig. Fast hätte man sie mit einer dieser Entwicklungen verwechseln können, die vor allem aus Pressemitteilungen bestehen und als lustige Fußnote in Rückblicken auf das Jahrzehnt enden: »Wisst ihr noch, die Faxzeitung?«

Ab Weihnachten 2019 ging es etwas schneller, denn der Neffe (17) bekam eine eigene VR-Brille und ließ mich damit Beat Saber spielen, ein Spiel, bei dem man in jeder Hand ein Laserschwert hat. Offenbar wollte ich schon immer in jeder Hand ein Laserschwert haben, ich wusste es nur nicht. Wie bei allen VR-Betätigungen sieht man dabei von außen nicht ganz so heroisch aus wie von innen. Als ich diesbezügliche Bedenken äußerte, sagten die Neffen und Nichten, auf so etwas dürfe man im Leben keine Rücksicht nehmen. Ich schämte mich ein wenig, denn schließlich ist es meine Aufgabe, die Jugend darüber aufzuklären und nicht umgekehrt. Außerdem fühlt man sich im Alltag oft genug innerlich wie ein Idiot, während man von außen ganz normal aussieht und vielleicht sogar ein Hemd trägt. Die VR-Brille vertauscht nur die beiden Seiten.

Die Vorwürfe meiner Mutter, ihre Enkelkinder bewegten sich wegen der vielen Daddelei zu wenig, liefen in diesen Weihnachtsferien ins Leere. Man erschien allgemein verschwitzt und erschöpft zu den Mahlzeiten. An dieser Stelle muss ich ein wenig ausholen: Vor anderthalb Jahren habe ich aufgehört, mich über Menschen lustig zu machen, die ins Fitnessstudio gehen, und angefangen, ins Fitnessstudio zu gehen. Ich hatte keine Lust mehr auf Pokémon Go, und immer nur im

Bett liegen ist selbst mir zu anstrengend. Außerdem lese ich gern im Gehen, wovon in dieser Kolumne bereits die Rede war. Auf einem Crosstrainer hat man keine Probleme mit Hundehaufen. Sogar ein kleines Ablagesims für die Lektüre gibt es.

Im Nachhinein wirkt es offensichtlich, dass VR-Brille und Fitnessstudio füreinander geschaffen sind. Auf Sportgeräten sieht man von außen betrachtet so idiotisch aus, dass man schnell lernt, sich darüber keine Gedanken zu machen. Alle Anwesenden tun einfach so, als gäbe es da gar nichts zu sehen und als sei vielleicht überhaupt niemand da – ähnlich wie in der Sauna, wo es ja auch zum guten Ton gehört, sich zu verhalten, als seien alle bekleidet. Wenn es also einen Ort gibt, an dem sich das Publikum nicht erst daran gewöhnen muss, öffentlich albern herumzuhampeln, dann ist es das Fitnessstudio. Es ist außerdem ein sehr hässlicher Ort, der nur darauf gewartet hat, von der virtuellen Realität mit neuer Wandfarbe ausgestattet zu werden. Schließfächer für die Wertsachen und freundliches Betreuungspersonal, das aufpasst, dass das Haus nicht abbrennt, sind auch bereits vorhanden.

Ich weiß immer noch sehr wenig über das neue Ding, aber zumindest ist mir jetzt klarer, dass seine öffentliche Nutzung, wenn es eine geben wird, im Fitnessstudio beginnt. Für die Zeit, bis es so weit ist, habe ich mir ein Leihgerät beschafft. Von außen sehe ich aus wie eine mittelalte Kolumnistin, innerlich bin ich ein Mensch mit zwei Laserschwertern. Und niemand steht mehr hinter mir und ruft: »Kann ich jetzt auch mal?«

3

Marillen, Mirallen, Morullen

Im Netz sind manche Dinge leichter zu verbieten als draußen. Wenn ich es auf meiner Brotaufstrichplattform technisch unmöglich mache, »Aprikosenmarmelade« zu sagen, kann dort niemand mehr über Aprikosenmarmelade sprechen. Diese Einfachheit des Verbietens führt dazu, dass es schnell und oft gefordert wird.

Aber je gründlicher eine technische Lösung das Unerwünschte verhindert, desto mehr Harmloses erfasst sie auch. Dieser Konflikt ist unter dem Namen »Scunthorpe Problem« bekannt geworden. Scunthorpe ist eine Stadt in England, deren Einwohner sich in den 1990er Jahren keine Konten bei AOL (dem Facebook von damals) anlegen konnten, weil im Namen ihrer Stadt das Schimpfwort »cunt« vorkommt. Was auf den ersten Blick wie eine Kinderkrankheit des Netzes aussieht, passiert bis heute. 2018 gab es einen viel geteilten Twitterthread, in dem Opfer des Scunthorpe-Problems einander ihr Leid klagten. Weil in ihren Namen englische Schimpfwörter vorkommen, können sie sich auf vielen Plattformen nur unter falschen Namen anmelden.

Englische Schimpfwörter sind ein besonders sichtbarer, aber eher kleiner Teil des Gesamtdebakels. In jedem Land gibt es Menschen mit unerwarteten Vor- und Nachnamen und die meisten Angebote im Netz stehen einem internationalen Publikum offen. Jedes kurze Schimpfwort in jeder Sprache ist Teil eines Namens in dieser oder einer anderen Sprache, darauf wei-

sen im Klagethread von 2018 unter anderem Angela Spampata und Nazi Paikidze-Barnes hin. Der Account der Twitternutzerin digiom wurde vor einigen Wochen vorübergehend gesperrt, weil sie als Antwort auf eine deutschsprachige Frage »die Boomer« geschrieben hatte und das als englischsprachige Morddrohung »stirb, Boomer« gedeutet wurde.

Wir alle reagieren ungehalten, wenn man uns zu Unrecht beschuldigt und bestraft. Schon ein einziger falsch positiver Treffer kann im Alltag dazu führen, dass die ungerecht behandelte Person in Zukunft die Ladenkette meidet, in der sie des Ladendiebstahls verdächtigt wurde. Im Netz bedeutet das: Je gründlicher automatisch gefiltert wird, desto mehr falsch positive Treffer gibt es und desto unbeliebter wird die Plattform ausgerechnet bei den gutwilligen Nutzerinnen und Nutzern. Sie ziehen weiter an einen Ort, an dem man sie besser behandelt.

Das Argument, es gebe für irgendetwas keine zufriedenstellende technische Lösung, hat es schwer im Leben. Alle, die es hören, denken nur: »Dann braucht man halt bessere Technik, also bitte, wir sind zum Mond geflogen«. Derzeit taucht an dieser Stelle meistens jemand auf, der erklärt, dass die bisherigen Ansätze technisch unausgereift waren und Künstliche Intelligenz die Lösung ist. Ganz undenkbar ist das nicht. Menschen sind sich ja zumindest gelegentlich darüber einig, welche Schimpfwörter oder sonstigen Inhalte sie an einem bestimmten Ort nicht sehen möchten. Und wenn Menschen diese Inhalte von legitimen Verwendungen unterscheiden können, kann das vielleicht eines Tages auch Software.

Es wird nur nicht viel nutzen. Das Unterlaufen einer technischen Vorkehrung ist viel attraktiver als das Durchbrechen von sozialen Regeln. Wer eine technische Vorkehrung unterläuft, fühlt sich gewitzt und kompetent, und Sprache ist ein flexibles System. Wenn ich verbiete, über Aprikosenmarmelade zu sprechen, werden alle schon aus Protest die ganze Zeit über DEN GELBEN BROTAUFSTRICH oder MARILLEN und, sobald ich auch das verbiete, MIRALLEN reden wollen. Auch Leute, die sich für Aprikosenmarmelade bisher gar nicht interessiert haben, finden es lustig, lange Gespräche über Mirallen, Morellen und Marullen zu führen. Diese Gespräche stiften größere Verbundenheit zwischen den Anhängern der Aprikosenmarmelade, weil sie jetzt ihre eigene Sprache haben. Es wird schwieriger, sich über Leute zu beschweren: »Er hat mich einen Forstwirt genannt und wir wissen doch alle, dass das hier drin nur ein anderes Wort für Flachwichser ist!« Die für Moderation Zuständigen werden das vielleicht noch verstehen, wenn sie genug Zeit haben, sich immer auf dem tagesaktuellen Stand der Wortverschiebungsbräuche zu halten. Aber an die Öffentlichkeit kann man sich mit so einem Vorwurf nicht mehr wenden: »Ich bin auf der Internationalen Marmeladenplattform als Forstwirt beschimpft und sogar Niederländer genannt worden!«

Penisbilder werden durch Bilder von Auberginen ersetzt, bis auch die Aubergine zu unanständig geworden ist. Langfristig bleibt nichts anderes übrig, als sämtliche Wörter und Bilder zu verbieten. Auf der Internationalen Marmeladenplattform kehrt Frieden ein, im Netz herrscht endlich Ruhe. Na also, geht doch.

4

Früher warst du lustiger!

Menschen haben die unangenehme Angewohnheit, sich zu verändern. Gerade hat man sich endlich gemerkt, dass jemand gern Nusschokolade und Horrorfilme mag, da muss man schon erfahren, dass beides seit zehn Jahren nicht mehr stimmt – wenn man es überhaupt jemals merkt. Oft ist die Erinnerung stärker als die Tatsache, dass man von der betreffenden Freundin nur Dokumentarfilme empfohlen bekommt und sie nie beim Kauf oder Verzehr von Schokolade antrifft. Bei Menschen, mit denen man vor allem außerhalb des Netzes zu tun hat, ist das kein so großes Problem. Mit dem vor Jahren geformten Bild einer Person lässt sich lange über das Verfallsdatum hinaus arbeiten. Allenfalls an Geburtstagen wundern sich die anderen vielleicht über die hartnäckigen Nussschokoladengeschenke.

Im sozialen Medien erfährt man mehrmals täglich etwas über die Vorlieben und Meinungen der Menschen, denen man folgt. Bei einer physischen Begegnung hätte die Gesprächspartnerin ihr neues Interesse an Monstertrucks vielleicht gar nicht erwähnt, und falls doch, kann man es leicht ignorieren oder wieder vergessen. Im Netz wird davon bis zum Abebben der Begeisterung circa 4531 Mal die Rede sein. Die Sache mit der Veränderung ist hier kein Spezialproblem langjähriger Beziehungen mehr, sondern ein Grund für täglichen Missmut.

Man ist einer Person seinerzeit gefolgt, weil man

sie in diesem Moment sympathisch oder ihre Themen interessant fand. Im Laufe der Jahre hat sie sich verändert, und es ist unwahrscheinlich, dass diese Veränderung genau in der Richtung passiert ist, die man als Publikum gutheißt. Dasselbe Phänomen gibt es in der Musik: Als Fan findet man alles gut, was die Band in den Anfangsjahren gemacht hat. Danach ging es bergab. Der Beginn des Niedergangs liegt zufällig immer kurz nach der Zeit, in der man selbst die Band entdeckt hat.

Durch diesen Mechanismus kann der Eindruck einer allgemeinen Erschöpfung entstehen: Alle haben schlechtere Laune als früher, verlegen sich auf uninteressante Themen, machen langweiligere Bilder und blödere Musik. Oder die Kritik richtet sich auf die jeweilige Plattform: Früher, ja früher, als hier noch Originalität und Optimismus herrschten! Aber jetzt ist es aus, die guten Zeiten kommen nicht zurück, und schuld sind falsche Entscheidungen der Zuständigen.

Weil man sich im gleichen Zeitraum auch selbst verändert, gibt es selbst dann Anlass zu Unzufriedenheit, wenn jemand ausnahmsweise große Beständigkeit an den Tag legt. »Sieht doch alles gleich aus«, beschwert man sich, »das war vielleicht vor zehn Jahren mal lustig«, und »zu dem Thema ist wirklich alles gesagt«.

Wie man mit diesem Problem nicht umgehen sollte, lernte ich um das Jahr 2010. Auf einer Party sagte ich zu einem Twitterer, früher sei er aber lustiger gewesen, und wurde daraufhin minutenlang angeschrien. Eventuell hatte er den Vorwurf einmal zu oft gehört. Inhalt des Anschreiens war unter anderem, dass mich das erstens überhaupt nichts angehe. Zweitens sei es

unverschämt, zu fordern, dass andere sich bei ihren Äußerungen im Netz an meinen Interessen orientieren. Damit hatte er recht, und auch das Format des Anschreiens war gut gewählt, weil ich mir den Vorfall sonst wahrscheinlich nicht gemerkt hätte.

Die Social-Media-Forscherin Emily van der Nagel befragte im Herbst 2019 ihre Follower zu ihren Erinnerungen an entschwundene Social-Media-Plattformen. Eine der Antworten lautete: »Die Plattformen fehlen mir nicht. Mir fehlt die jugendliche Energie meiner Onlinefreunde in den 1990er, 2000er und 2010er Jahren, die jetzt Väter und Mütter im mittleren Alter sind.« Väter und Mütter im mittleren Alter sind nicht grundsätzlich uninteressantere Onlinefreunde, auch wenn sie manchmal etwas wenig Zeit haben. Wahrscheinlich geht es bei dieser Nostalgie also nicht um Elternschaft, Energie oder Lebensalter, sondern darum, dass man sich zeitweise in einer Gesellschaft befunden hat, die in diesem Moment zu den eigenen Interessen passte. Und dieser Zustand lässt sich in jedem Alter wieder herbeiführen.

Wenn die anderen früher lustiger waren, gibt es drei Möglichkeiten, damit umzugehen. Die praktischste: Man entfolgt ein paar Leute und folgt dafür neuen, die besser passende Interessen und Ansichten mitbringen. Das ist kein Eingeständnis des Scheiterns und kein Zeichen, dass man sich seinerzeit getäuscht hat. Die schwierigere Lösung: Man erlangt Weisheit und hat die veränderten Freunde mit ihren neuen Interessen weiterhin gern. Die dritte Möglichkeit ist ganz einfach, sie erfordert nur ein schlechtes Gedächtnis: Man vergisst alles, was die Freunde früher dachten und

mochten. Nussschokolade? War da mal was?

5

Share-Shaming

Wer im Netz Bilder oder Auskünfte aus dem eigenen Leben teilt, bekommt immer wieder Vermutungen zu hören, welche Motivationen hinter so einem Verhalten stecken könnten. Schmeichelhaft sind sie alle nicht: Aufmerksamkeitshunger, Narzissmus, niedriges Selbstwertgefühl, Einsamkeit, Selbstvermarktung, naive Fehleinschätzungen ...

Das hat nicht erst mit den sozialen Netzwerken angefangen. In den 1990er und 2000er Jahren schlug der »privaten Homepage« dieselbe Kritik entgegen. »Seelen-Striptease: Wer Homepages baut, hat was zu kompensieren«, berichtete »Spiegel Online« 2004 über eine Studie der TU Chemnitz. Die Aussagen sind die gleichen wie später die über die sozialen Netzwerke: »Die Mehrheit der Homepage-Besitzer will sich (...) authentisch darstellen – und das von der besten Seite. Also greifen sie häufig auf Fotos zurück, die sie als besonders gelungen empfinden. Inhalte werden stark selektiv publiziert.« Die »Besitzer privater Internet-Präsenzen« seien »eher schüchtern und introvertiert«, und sie versuchten »über die öffentliche Zur-Schau-Stellung ihrer Besitztümer Unsicherheiten im sozialen Umgang mit anderen Menschen auszugleichen und zu überspielen.« Fast ausschließlich Männer haben der Studie zufolge Interesse daran, sich einen eigenen Internetauftritt zu basteln. Das liege daran, dass sie weniger konflikt- und kommunikationsfähig seien als Frauen und deshalb die eigene Homepage »als Ersatz

für Kompetenzen in direkten Kontakten und für die Face-to-Face-Kommunikation« verwendeten. Im Nachhinein wirkt es wahrscheinlicher, dass das »Basteln des Internetauftritts« oder die Auswahl der Stichprobe für diesen Unterschied verantwortlich war. Dass Frauen weniger gern als Männer Soziales im Netz teilen, ist mir zumindest in letzter Zeit nicht aufgefallen, weder in Studien noch im Alltag.

Etwas später wanderten die Beschwerden weiter zu den Blogs. Was heute ein normales Format für alle Arten von Inhalten ist, galt in den Anfangsjahren als eine öffentliche Form des privaten Tagebuchs und handelte sich Kritik an der »Nabelschau im Netz« ein. Bis dahin brachten private Tätigkeiten im Netz generell wenig Aufmerksamkeit außerhalb sehr spezifischer Kreise. Erst als sich das mit dem Aufkommen sozialer Netzwerke änderte, kam der Vorwurf der Selbstvermarktung und der Kommerzialisierung des Privaten hinzu. Man könnte erwarten, dass zeitgleich die Annahme »das interessiert doch alles keinen« aus der Mode gekommen wäre, aber das ist nicht passiert.

Warum sind diese Vorwürfe trotzdem so beliebt und warum halten sie sich so hartnäckig? Eigentlich ist das Problem im Netz doch leichter handhabbar als bei Gesprächen mit Anwesenden. Unter Verwandten, in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz kann es schwierig bis unmöglich sein, unerwünscht detaillierten Auskünften aus dem Weg zu gehen. Im Netz braucht man den Personen, über die man gern weniger wüsste, nur nicht zu folgen oder die Stichwortfilter anders zu justieren.

Eine Möglichkeit ist natürlich, dass die Unterstellun-

gen zutreffen. Vielleicht stimmt wirklich etwas nicht mit Leuten wie mir, die viel im Netz teilen. (Wobei die Kritik sich auch darauf zu beziehen scheint, dass man so etwas gratis und unaufgefordert tut – jedenfalls hat mir noch nie jemand psychische Probleme unterstellt, weil ich Kolumnen schreibe, obwohl sie ebenfalls öffentlich sind, Persönliches enthalten und unter meinem echten Namen erscheinen.)

Plausibler kommt es mir vor, dass wir in weiteren 15 oder 20 Jahren auf die Diskussionen der 2010er Jahre zurückblicken und die Idee merkwürdig finden, dass der Wunsch, sich mit anderen Menschen auszutauschen, auf Narzissmus, Fehleinschätzungen oder kaltes Marketingkalkül zurückgehen soll. Die Frage, wie viel Kommunikation zu viel und welche Art von Kommunikation irregeleitet und schädlich ist, wird bis dahin trotzdem nicht ausgestorben, sondern zu anderen Praktiken weitergezogen sein. Den Begriff »Oversharing« wird es vermutlich immer noch geben, und er wird dasselbe wie heute bedeuten: »Mehr als ich selbst mit der Öffentlichkeit teilen«. Es sei denn, die Ansicht setzt sich durch, dass andere Menschen manchmal andere Vorlieben und Gewohnheiten haben, ohne dass man deshalb gleich ihren Geisteszustand anzweifeln und besorgte Artikel schreiben muss. Unwahrscheinlich, zugegeben.

6

Das eine Wort und das andere Wort

Wenn ich in einem Vortrag etwas über »online« oder »offline« sage, meldet sich hinterher mit großer Wahrscheinlichkeit jemand zu Wort, um zu sagen, dass diese Einteilung der Welt doch überholt ist oder überhaupt nie sinnvoll war. Meistens ist diese Person halb so alt wie ich, und ich fühle mich dadurch gleich noch mal doppelt so alt, also insgesamt knapp hundert. »Das sehe ich im Prinzip genauso«, sage ich dann beklommen, »aber in diesem speziellen Fall brauchte ich halt irgendein Wort, um den Unterschied zu beschreiben, mir ist kein besseres eingefallen …« Und von diesen speziellen Fällen gibt es viele.

Der Soziologe Nathan Jurgenson hat in seinem 2019 veröffentlichten Buch »The Social Photo« die Probleme der Online-Offline-Diskussion beschrieben: »Es gab und gibt kein *offline*.« Der »Offline«-Zustand sei immer ein Phantom gewesen. Man begegne häufig dem Missverständnis, dass es sich um ein Nullsummenspiel handle und mehr online verbrachte Zeit bedeute, dass wir weniger Zeit offline verbringen. In Wirklichkeit seien Online und Offline in unserem Alltag untrennbar ineinander verstrickt, und auch die Unterscheidung zwischen Netz und »real life« unbrauchbar: »Das Web hat alles mit dem echten Leben zu tun; es enthält echte Menschen mit echten Körpern, echter Geschichte, echter Politik. Wir leben in einer gemischten *augmented reality*, in der sich Materialität und Information, Körperlichkeit und Digitalität, Körper und Technologie,

Atome und Bits, Offline und Online überschneiden.« Trotzdem enthält der betreffende Abschnitt in Jurgensons Buch ziemlich oft die Begriffe *online* und *offline*, *connected* und *disconnected*.

Im Alltag kommen immer noch viele Situationen vor, in denen man – zumindest in Deutschland – eindeutig *offline* ist: In Zügen unterhalb der ICE-Klasse gibt es meistens kein WLAN und auf vielen Strecken auch keinen Handyempfang. In ländlichen Regionen haben T-Mobile-Kunden manchmal Netz und Kunden der anderen Anbieter meistens keines. Veranstaltungsorte liegen im Inneren mobilfunkdichter Betonbunker und das Organisationsteam kennt das WLAN-Passwort nicht oder darf es nur an die Technik herausgeben, weil es »nicht für alle reicht«. Wie bei einem Stromausfall denke ich in solchen Situationen: »Egal, dann mach ich halt … nein, dafür bräuchte ich ja Netz. Na gut, dann eben … ach, das geht ja auch nicht.« Am Ende lese ich meistens ein Buch. Allerdings auf dem Handy, woran man eine weitere Komplikation erkennen kann: Was ich als Offlinetätigkeit bezeichnen würde, liegt aus der Sicht anderer mittendrin im Onlinegelände.

Und übrigens auch umgekehrt: 2017 erklärte mir in der Schweiz eine Medienwissenschafts-Studentin, sie unterrichte an einer Kantonsschule, und bei ihren 18-jährigen Schülerinnen und Schülern gelte es als uncool, *online* zu sein. Ich musste nachfragen, weil ich nicht glaubte, dass 18-Jährige damit ein netzabstinentes Leben beschreiben. Das war auch wirklich nicht gemeint. »Online sein« bedeutete hier, öffentlich sichtbare Dinge im Netz zu machen.

Auch in Situationen und Gegenden mit grundsätzlich vorhandener Netzversorgung braucht man gelegentlich Begriffe, um beispielsweise einen Verein, der mit seinen Mitgliedern ausschließlich auf Papier und bei Versammlungen kommuniziert, von einer Organisation zu unterscheiden, deren gesamte Kommunikation im Netz stattfindet. Zwar verschwindet die erste Variante allmählich, aber sie verschwindet langsamer als der Wunsch, darüber zu reden, welche Aufgaben auch in der Regionalbahn, bei Stromausfall oder durch veränderungsunwillige Teammitglieder erledigt werden können.

Ich würde sehr gern schon mal die Zukunft einleiten und mich von den albern nach Kabeln und Modem-Einwahl klingenden Begriffen lösen. Ich weiß nur nicht, wie diese Zukunft aussehen soll. Gar nicht mehr darüber reden und schreiben mit der Begründung, nicht nur die Begriffe, sondern die gesamte Fragestellung sei überholt, kommt mir zu einfach vor. Schließlich wird auch über den Byzantinischen Bilderstreit noch geredet und geschrieben. Lässt sich etwas anfangen mit Analogien zu anderen Dingen, von denen unser Alltag gründlich durchdrungen ist? Wasser? Hunde? Staub? Staub ist allgegenwärtig und wird – außerhalb von Astronomie und Staubforschung – in Beschreibungen nur dann erwähnt, wenn der beschriebene Ort wirklich ungewöhnlich staubig ist. Sobald ein internetfreier Raum so selten wird wie ein staubfreier Raum, löst sich das Problem also vielleicht von allein.

7

Wer hat dich denn gefragt?

Ich möchte in dieser Kolumne noch einmal auf das Thema der vorletzten zurückkommen, in der es um *Oversharing* ging, also um den Vorwurf, andere veröffentlichten zu viel oder das Falsche im Netz. Darin schrieb ich, dass »die Kritik sich auch darauf zu beziehen scheint, dass man so etwas gratis und unaufgefordert tut«. Das kommt mir im Nachhinein wie ein zentraler Aspekt vor, der nähere Betrachtung verdient.

In der Zeit zwischen den beiden Kolumnen nahm ich an einer Veranstaltung in einem Publizistikstudiengang teil, die vom Umgang mit Öffentlichkeit handelte. Im Verlauf der Diskussion sagte eine der Teilnehmerinnen, sie würde sich jederzeit und mit Namensnennung als Interviewpartnerin zur Verfügung stellen, wenn jemand einen Beitrag über ehemalige Krebspatientinnen machen wollte – so könne man ja vielleicht anderen Betroffenen etwas Nützliches mitteilen. Aber es komme für sie nicht in Frage, sich ohne Anlass dazu zu äußern.

Dabei ist dieser Unterschied eigentlich nicht der Rede wert. Warum sollte die Tatsache, dass eine einzige Person sich für dieses Thema interessiert und ein Interview machen möchte, den Ausschlag dafür geben, ob man seine Erfahrungen mitteilt oder nicht? Entweder glaubt man, dass man etwas zu sagen hat, das für andere interessant oder hilfreich sein könnte, oder man glaubt es nicht. Was macht das Gefragtwerden so relevant?

Bei klassischen Printmedien ist klar, warum dort nicht alle alles mitteilen können: In Zeitungen, Verlagsprogrammen und Buchhandlungsregalen gibt es nicht unendlich viel Platz. Wer sich zu Wort meldet, nimmt also jemand anderem Platz weg. An einem Ende der Skala steht eine hypothetische Welt, in der pro Jahr nur ein einziges Buch oder eine einzige Zeitungsausgabe erscheint. In dieser Welt ist es sinnvoll, im Vorfeld lange und gründlich darüber nachzudenken, was in »JAZ – Die Jahreszeitung« stehen soll und was nicht. Für jeden Text, der dort erscheint, müssen Hunderttausende abgelehnt werden. Beziehungsweise sind es wahrscheinlich gar nicht Hunderttausende, sondern viel weniger. Die entmutigend winzige Wahrscheinlichkeit, in dieser einzigen Publikation gedruckt zu werden, wird die meisten Menschen vom Schreiben abhalten.

Am anderen Ende der Skala steht das Netz. Hier ist der Platz unbegrenzt, man steht also durch eigene Veröffentlichungen anderen nicht im Weg. Aber auch im Netz gibt es Orte, die größere Verbreitung versprechen und deshalb begehrter sind. Und vor allem ist die Aufmerksamkeit des Publikums begrenzt. Je mehr sich jemand damit beschäftigt, Videos über Prozessorarchitektur zu gucken, desto weniger Zeit bleibt für Texte über Philosophie und umgekehrt. So lange niemand eine Zeitmaschine erfindet, mit deren Hilfe sich jeder Tag um unendlich viele Stunden verlängern lässt, ist der Vorwurf des Nullsummenspiels also nicht vollständig aus der Welt zu schaffen. Trotzdem ist im Netz so viel mehr Platz, und die günstigen Orte sind so viel leichter selbst zu erzeugen, dass die Einwände aus der

Printwelt nicht richtig greifen.

Es ist auch nicht die mangelnde Qualität des Ungefragten, die zu Kritik führt. Wenn das ungefragt Veröffentlichte schneller, einfacher, umgangssprachlicher oder schlicht anders wirkt als traditionelle Formate, lautet der Vorwurf zwar oft: »Hier hat jemand keine Zeit und Mühe investiert, sondern einfach irgendwas hingeschludert. Ist ja auch klar, wenn es kein Honorar gibt und alle einfach uneingeladen mitmachen.« Aber wenn sich das neue Format allmählich etabliert oder wenn jemand von vornherein nach traditionellen Maßstäben professionell arbeitet, folgt daraus nicht weniger Kritik, sondern die Vermutung: »Da macht jemand umsonst und unaufgefordert etwas mit solchem Aufwand, als gäbe es Geld dafür. Dahinter steckt bestimmt Narzissmus, Exhibitionismus oder geschickte Selbstvermarktung.«

Das Auftauchen einer Redakteurin oder Interviewerin könnte man als das entscheidende Signal deuten, dass man selbst nicht die einzige Person auf der Welt ist, die sich für eine bestimmte Frage interessiert. Aber der wesentliche Unterschied verläuft nicht zwischen einer oder zwei Interessierten, sondern zwischen null und einer. Und diese eine Person ist man bereits selbst. »Ugol's Law« besagt, dass jedes denkbare Thema entweder überhaupt niemanden beschäftigt oder mehr als eine Person. In seiner ursprünglichen Fassung handelt es nur von sexuellen Vorlieben. Die bisherige Entwicklung des Geschehens im Netz und insbesondere bei YouTube deutet aber darauf hin, dass sich das Gesetz auch auf Schraubenherstellung, assyrische Inschriften, Softeiszapfanlagen und Veterinärmedizin ausweiten

lässt. Und damit ziemlich sicher auf jedes Thema, zu dem man sich selbst äußern könnte – gefragt oder ungefragt.

8

Telefone ohne Augen

Seit den 1950er Jahren haben Computer in Handbüchern und Karikaturen Augen. Diese Augen bestehen, für Jüngere vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennbar, aus Magnetbandspulen. An den realen Geräten waren diese Spulen sichtbar und oft ungefähr in Augenhöhe angebracht. Der Begriff »Pareidolie« beschreibt den menschlichen Hang, überall Strukturen hineinzusehen, also Tiere in Wolken und Gesichter in alles, was dazu den geringsten Anlass gibt – zum Beispiel den Mond. Vielleicht ist es ein Nebeneffekt der Pareidolie, dass alles, was zwei ganz entfernt augenähnliche Elemente hat – Scheinwerfer, Löcher, Schrauben, zufällige Flecken – Grafikerinnen und Grafiker zwingt, es beim Zeichnen mit einem kompletten Gesicht auszustatten.

Im Laufe der 1970er verschwinden die Magnetbänder aus dem Computeralltag und damit auch die Magnetbandaugen aus den Abbildungen. Die neueren Geräte haben Röhrenmonitore, und diese Monitore zeigen auf vielen Zeichnungen freundliche, wenn auch manchmal etwas grob gepixelte Gesichter. Es ist leicht, den klobigen und auch wieder in menschlicher Augenhöhe angebrachten Monitor als den Kopf des Computers zu deuten. Da der Mensch den Monitor anschaut, wirkte es offenbar naheliegend, den Monitor zurückblicken zu lassen. Schließlich findet zwischen Mensch und Gerät irgendeine Art von Kommunikation statt.

Für Computer war es also lange Zeit normal, ein

Gesicht zu haben. Aber warum sind Handys immer augenlose Geräte gewesen? Brauchen vor allem große Geräte, die anfangs bedrohlich wirken, eine Darstellungsstrategie, die sie harmloser und menschlicher aussehen lässt? Vielleicht sind Augen aber auch wegen der wachsenden Aufmerksamkeit für Fragen der Überwachung nicht mehr so beruhigend, wie sie früher einmal waren. Smartphones und Tablets haben im Unterschied zu den Computern von früher tatsächlich visuelle Wahrnehmungsorgane auf der Vorder- und Rückseite. Sie erfassen auf verschiedenen Kanälen eine Fülle von Daten und leiten diese Daten an Unternehmen und staatliche Organisationen weiter. Darauf auch noch hinzuweisen, indem man Handyabbildungen mit Augen versieht, führt wahrscheinlich nicht dazu, dass das Gerät besonders harmlos und niedlich wirkt.

Andererseits wird alles, was mit Künstlicher Intelligenz zu tun hat, derzeit im Illustrationsgewerbe intensiv vermenschlicht und ist voll mit Augen, Gesichtern und Händen. Grundsätzlich scheint das Anbringen von Gesichtern an Geräten also nicht aus der Mode gekommen zu sein. Womöglich hängt die Augenlosigkeit der Telefone eher damit zusammen, dass sie lange Zeit reine Ohrengeräte waren und wenig mit dem menschlichen Blick zu tun hatten. Seit den 1960er Jahren gibt es ein Telefon mit Rädern von Fisher Price, das Kinder an einer Schnur hinter sich herziehen können. Dabei wackelt es mit den Augen, die an seiner Vorderseite angebracht sind, unterhalb der Wählscheibe. Abgesehen von diesem Sonderfall war es offenbar nicht üblich, Festnetztelefone mit Augen darzustel-

len. Auch die Handys der 1990er Jahre waren Geräte fürs Ohr und nicht fürs Auge. Wenn das Smartphone nicht von einem Mobiltelefon, sondern von einem Minicomputer mit Bildschirm abstammen würde, hätte es wahrscheinlich im Werbe- und Informationsmaterial ein Gesicht bekommen. Als sich mit wachsender Beliebtheit der SMS und schließlich mit dem Aufkommen von Smartphones die Gewohnheit ausbreitete, das Handy anzusehen, anstatt es ans Ohr zu halten, war das Gerät vielleicht schon so weit in den Alltag integriert, dass die Darstellung mit Kulleraugen zur Beruhigung skeptischer Zielgruppen nicht mehr nötig schien.

Geräte, die so neu sind, dass sie noch gar nicht existieren, sind oft im Design besonders stark an Lebewesen angelehnt: Vor der Entwicklung des Autos meldeten einige Erfinder dampfgetriebene mechanische Pferde zum Patent an, und frühe Staubsaugeroboter sahen aus wie Dienstmädchen mit Schürzen (konnten aber viel schlechter, in den meisten Fällen überhaupt nicht staubsaugen). Bis so ein Gerät dann eines Tages tatsächlich existiert und funktioniert, nimmt es eine sehr wenig an Menschen oder Pferde erinnernde Form an. Vielleicht handelt es sich bei der Darstellung von Geräten mit Augen gar nicht um eine Konstante in der Menschheitsgeschichte, und in einer fernen Zukunft werden Neuerungen direkt als gesichtslose Rechtecke beworben. Jedenfalls so lange, bis wirklich jemand ein mechanisches Pferd erfindet.

9

Künstliche Kunstprobleme

Das 2016 veröffentlichte Spiel »No Man's Sky« enthält ein fast unbegrenztes Universum mit über einer Trillion Planeten, auf denen jeweils eine eigene Tier- und Pflanzenwelt lebt. Das ist nur möglich, weil diese Planeten nicht einzeln designt, sondern aus einem Satz von Regeln erzeugt werden. In der Gaming-Ausstellung »Design/Play/Disrupt«, die ich im vergangenen Jahr besuchte, war eine ganze Wand mit Bildern dieser generierten Welten tapeziert. Aber eine solche Wand gibt nur unzureichend wieder, was an diesem System eigentlich bemerkenswert ist. Die paar Hundert ausgestellten Bilder machen nur knapp über null Prozent der theoretisch verfügbaren Menge aus. Dass es praktisch unendlich viele Möglichkeiten gibt, lässt sich in so einer Ausstellung nicht abbilden. Die einzige sinnvolle Darstellungsmöglichkeit ist das Spiel selbst.

Das ist ein Problem vieler Kunstformen, die unter Beteiligung von »Künstlicher Intelligenz« entstehen. KI ist an sich ein wenig hilfreicher Begriff, weil er schon seit den 1960er Jahren immer das bezeichnet, was unter Zuhilfenahme von Computern gemacht wird und gerade ganz neu ist. In den vergangenen paar Jahren sind damit meistens Projekte gemeint, in denen *Machine Learning* zum Einsatz kommt. Bei der Planetenerzeugung in »No Man's Sky« ist das nicht der Fall. Ich verwende den Ausdruck hier trotzdem als Hilfs-Sammelbegriff für das, was seit ein bis zwei Jahren

bei keiner innovativen Kunst- und Kulturveranstaltung fehlen darf.

Für die Organisierenden ist die Dekoration der Veranstaltung mit einem KI-Aspekt nicht so einfach, weil es nur eine sehr überschaubare Anzahl an Menschen gibt, deren Arbeit man dort vorstellen kann. Das hat mit der oben erwähnten Definition von KI als »immer gerade das, was erst seit letzter Woche überhaupt technisch möglich ist« zu tun. Naturgemäß arbeiten in einem ganz neuen Bereich nur wenige, und noch weniger von ihnen sind Künstlerinnen oder Künstler. Denn das Neue ist meistens auch das Teure und das noch nicht sehr Benutzerfreundliche. Der Ausgangspunkt ist oft nur eine wissenschaftliche Veröffentlichung, die nötige Hardware zumindest für Kunstverhältnisse kostspielig, und den Code für die praktische Umsetzung muss man selbst schreiben.

Kurze Zeit später wird das Neue billiger, einfacher und allgemeiner verfügbar, aber das führt nicht dazu, dass Kulturinstitutionen sich über die größere Auswahl beim Einladen freuen. Stattdessen rutscht die Technik aus ihrer Wahrnehmung und ist dann nur noch irgendeine App. Jetzt arbeitet jede dahergelaufene Instagrammerin damit, also handelt es sich wahrscheinlich nicht mehr um Kunst. Dabei sinken die Standards in einem Kunstgenre nicht, nur weil sich mehr Menschen damit befassen, im Gegenteil. Im Bereich Animation und Video schwimmen in unseren Timelines alle paar Minuten Beiträge vorbei, die in den Anfangsjahren dieser Genres Preise abgeräumt hätten.

Ein zweites Problem für Institutionen besteht darin,

dass sich die Ergebnisse oft nicht gut dazu eignen, im Rahmen klassischer Veranstaltungsformate oder Ausstellungen vorgezeigt zu werden. Die »No Man's Sky«-Planeten sind da noch relativ praktisch, denn immerhin gibt es aufhängbare Bilder, auch wenn diese Bilder für sich genommen wenig eindrucksvoll aussehen. Oft passt die unter Beteiligung von neuer Technik entstandene Kunst aber gar nicht in die vorhandenen Formate, weil sie ihre Fähigkeiten anders ausspielt. Die Tatsache, dass etwas – zum Beispiel die Erzeugung von Bildern - viel schneller geht als mit den bisherigen Verfahren, ist nicht nur schlecht ausstellbar, sie ist für die Wahrnehmung als Kunst sogar ein Nachteil, weil Exklusivität verloren geht.

Betrachtet man die aktuelle Berichterstattung über erfolgreiche Kunst mit KI-Komponenten, dann lassen sich daraus ein paar Ratschläge für Künstlerinnen und Künstler ableiten: Günstig ist es, wenn Ihre neuen Werke den bereits zu Klassikern gewordenen in Stil oder Format ähneln. So können sich Kuratorinnen und Kunstsammler daran erfreuen, ganz weit vorn mit dabei zu sein, ohne dafür gleich ihre Vorlieben oder Sehgewohnheiten ändern zu müssen. Im Idealfall lässt sich Ihr Kunstwerk in einem Auktionshaus versteigern, es sollte also nicht zu immateriell sein. Wer teure und große Geräte einsetzt, also zum Beispiel riesige pinselnde oder skulpturenschnitzende Industrieroboter, ist außerdem etwas sicherer davor, dass ein paar Monate später Tausende so arbeiten. Sie können diese Ratschläge natürlich ignorieren, fünfzig oder hundert Jahre später wird ohnehin alles zu Kunst. Zur großen »Irgendwas mit KI«-Retrospektive lädt man Sie also

auf jeden Fall ein. Sie sind dann nur eventuell tot.

10

Beinahe-Namen

Viele Menschen sind nicht in der Lage, am Brot-Tresen Backwaren zu verlangen, die Namen wie »Schoko-Wuppi«, »Knusper-Krusti« oder »Dinkelino« tragen. Man behilft sich dann, indem man »das da, nein, das daneben« sagt oder stattdessen etwas anderes isst. Weil ein Leben ohne Schoko-Wuppi problemlos möglich ist, geht das. Schwieriger wird es bei täglich, ach was, minütlich benötigten Gegenständen wie dem Smartphone. Nichtbenutzung oder »das da« sagen sind dann keine Option. Zum Trost kann man einen Blick in die Vergangenheit werfen und über mögliche Welten nachdenken, in denen wir beinahe gelebt hätten. Dort war nämlich auch nicht immer alles schön benannt.

»In Fernost und in den USA gehören die oft auch ›Soundabouts‹ genannten Musikmacher bereits zum guten Ton vor allem bei jüngeren Leuten«, schrieb der Spiegel im Sommer 1981 über ein Gerät, das im gleichen Artikel bereits »Walkman« genannt wird. Das Internet hieß zur gleichen Zeit noch »Catenet«, ein Name, den sich der französische Informatiker Louis Pouzin 1974 ausgedacht hat. Larry Page und Sergey Brin arbeiten 1996 in Stanford an einer Suchmaschine namens »BackRub«. Wenn sie nicht 1997 zu dem Schluss gekommen wären, dass »Google« der bessere Name ist, wäre Backrubben womöglich heute ein normaler Ausdruck für das Recherchieren im Netz. Vielleicht aber wegen des sperrigen Worts auch nicht. Vielleicht würden wir in einer Welt leben, in der dieser

Vorgang Recherchieren im Netz oder überhaupt nur Recherche heißt, und für viele wäre das eine bessere Welt.

Kleine Bildchen, die stellvertretend für Personen oder Angebote im Netz stehen, hießen zeitweise »Picons«, kurz für »personal Icons«. Das iPhone hätte auch Telepod, Mobi, Tripod oder iPad heißen können, wie der Apple-Marketingchef 2013 bei einem Vortrag berichtete. Den iMac wollte Steve Jobs zunächst MacMan nennen und den Macintosh Bicycle. Und warum das Handy in Deutschland so heißt, wie es heißt, ist ganz unbackrubbar, ich meine: unrecherchierbar.

Der frühere *Wired*-Herausgeber Kevin Kelly beschreibt in einem 1996 erschienenen Wörterbuch der digitalen Welt das Konzept der »Realies«: »Standortbezogene Unterhaltungsangebote, die Elemente von Videospielen, Filmen und Fahrgeschäften in Vergnügungsparks kombinieren« In seinem 2016 erschienenen Buch »The Inevitable« kommen die *Realies* immer noch vor. Tatsächlich gibt es in Deutschland seit 2015 Achterbahnen und Wasserrutschen, auf denen man VR-Brillen tragen kann. Die Brille macht aus einem kleinen Fahrgeschäft ein viel größeres, aus dem Vergnügungspark ein Bergwerk oder aus der Achterbahn einen Drachen. Es existiert also tatsächlich etwas, zu dem so ein Begriff gehören könnte. Dass sich ausgerechnet der Name *Realies* durchsetzen wird, kommt mir aber weiterhin unwahrscheinlich vor.

Der Zukunftsforscher Alvin Toffler beschrieb 1970 in seinem Buch »Future Shock« »die Entstehung der neuen und ganz realen ›Vergnügungspaläste‹ – sogenannter *total environment nightclubs*, in denen die

Vergnügungssuchenden in einen Raum eintauchen, in dem Licht, Farben und Geräusche ihre Muster ständig ändern. Tatsächlich betritt man als Gast ein kinetisches Kunstwerk.« Falls die Menschen jemals »wollen wir heute Abend in einen *total environment nightclub* gehen?« gesagt haben, hat dieser Zustand jedenfalls nicht lange angehalten.

Wie seriös oder wie lächerlich so ein Name später klingt, hat übrigens nichts damit zu tun, ob es sich um ein deutsches oder ein fremdsprachiges Wort handelt. In Deutschland hat Heinrich von Stephan, Generalpostdirektor des Deutschen Reichs, mit einem Erlass im 19. Jahrhundert einige Hundert bis dahin aus Frankreich übernommene Begriffe aus dem Postwesen durch deutsche ersetzt: Briefumschlag statt Couvert, Anschrift statt Adresse, freimachen statt frankieren, Fernsprecher statt Telefon. Das Wort *Briefumschlag* erfreute sich anfangs keiner großen Beliebtheit, weil der bis dahin üblichste Umschlag ein medizinischer und feuchter war. Wenn für Sie alle genannten Beispiele halbwegs normal klingen, liegt das daran, dass Sie sich an den feuchten Briefumschlag gewöhnt haben und im Alltag oft die französischen Wörter weiter verwendet wurden. Der Schweiz hingegen war der deutsche Erlass egal, deshalb verwendet man dort im Alltag wie in offiziellen Postdokumenten bis heute die französischen Begriffe.

In irgendeinem Paralleluniversum lacht gerade jemand über die Vorstellung, dass der *Soundabout* seiner Jugend beinahe unter dem Namen *Walkman* bekannt geworden wäre. Und in der Zukunft werde ich wahrscheinlich zu diesem Text zurückkehren müssen, um in

einer Fußnote anzumerken »In den ersten Jahren seiner Existenz hieß das *Screenium* nämlich noch *Smartphone*.« Mit ausreichendem zeitlichem Abstand klingen alle Wörter gleich albern (wenn man sie nie benutzt) oder normal (wenn man sie ständig gebraucht). Die Lösung für das Wuppi-Problem besteht also darin, täglich oder minütlich welche zu essen.

11

Was von der Tagung übrig blieb

Lange Zeit habe ich nicht an den Sinn von Tagungen geglaubt. »Was die Leute da vorne erzählen, kann ich doch viel schneller nachlesen«, dachte ich. Auf vielen Tagungen werden die Vorträge sowieso abgelesen, und wenn ich den Text in die Hand bekäme, könnte ich ihn sogar besser verstehen. Auch umgekehrt habe ich mir oft gewünscht, dass das Publikum einfach einen Text von mir liest, in dem ich – anders als bei meinen Vorträgen – nur selten die Hälfte der Argumente einfach vergesse.

Im Laufe der letzten Jahre wurden mir die Vorteile von Tagungen klarer. Wenn ich selbst vortrage, ist die Veranstaltung ein zuverlässiges Mittel gegen Prokrastination: Der Vortrag muss genau zu diesem Termin fertig sein, anders als bei Texten, wo die Redaktion meistens noch einen geheimen, manchmal mehrere Monate langen Puffer für unzuverlässige Leute wie mich vorgesehen hat. Ein Vortrag zwingt mich zu gründlicheren Erklärungen meiner Argumente, weil das Publikum sonst fragend schaut oder protestiert. Dieses lebende Publikum und die Verpflichtung, es nicht zu langweilen und zu verwirren, stehen mir schon bei der Vorbereitung mahnender vor Augen als zum Beispiel, ich muss es leider sagen, Sie als für mich unsichtbares Kolumnenpublikum. Womöglich denke ich mir Sie nur aus! Ich könnte zum Beispiel in diese Kolumne ein völlig sinnloses Wasserschwein einbauen, ohne auch nur ein Stirnrunzeln befürchten zu müssen. Und nicht zu-

letzt sind Vorträge meistens viel besser bezahlt als Texte. Das verschafft mir mehr Zeit, mich in ein Thema zu vertiefen.

Auch als Tagungs-Zuschauerin habe ich dazugelernt. Früher dachte ich oft: »Wenn die Vorträge nur aufgezeichnet und ins Netz gestellt würden, dann könnte ich sie mir in aller Ruhe zu Hause anschauen.« Seit viele Vorträge aufgezeichnet und ins Netz gestellt werden, weiß ich, dass ich mich dazu in knapp hundert Prozent aller Fälle niemals aufraffe. Selbst wenn ich einen Vortrag von mehreren Leuten empfohlen bekomme, bleibt es beim guten Vorsatz. Ich weiß jetzt, dass der Hauptvorteil einer Liveveranstaltung darin besteht, dass ich nur ein einziges Mal den Entschluss fassen muss, diesem Thema einen halben oder ganzen Tag zu widmen. Sobald ich dann vor Ort bin, sind keine weiteren Entscheidungen mehr nötig. Wenn ich die Texte einer Veranstaltung nachlesen, die Aufzeichnungen angucken oder einem Livestream folgen soll, muss ich mich alle paar Minuten neu entscheiden, weiter dabei zu bleiben. Und da es auch in der besten Veranstaltung langweilige Phasen gibt, werde ich mich wahrscheinlich in einer davon »nur mal kurz« ausklinken und nie wieder zurückkehren. Außerdem fehlen die Pausen, in denen bekanntlich auf jeder Tagung die eigentlich wichtigen und interessanten Dinge passieren.

In diesen Wochen werden wegen der Coronavirus-Pandemie viele Konferenzen entweder abgesagt oder so umgestellt, dass sie ohne persönliche Anwesenheit funktionieren. Meine bisherige Erfahrung mit solchen Techniken ist gemischt: Zumindest bis 2019 gab es bei den Veranstaltungen, die ich besucht habe, nur etwa

eine 50:50-Chance, dass Liveübertragungen zu Hause gebliebener Vortragender technisch halbwegs funktionierten, mit verständlichem Ton und sinnvoller Umschaltung zwischen Person und Präsentation.

Aber das liegt sicher daran, dass es bisher so selten vorkam. Den Redenden wie den Veranstaltungsteams vor Ort fehlt die Übung damit. Sobald solche Verfahren häufiger werden, sollte sich das ändern. Außerdem sind ganz neue Hilfsmittel denkbar: Vor einigen Jahren hörte ich bei einer Tagung einen Vortrag des Journalisten und Autors Dirk von Gehlen, der krankheitsbedingt nur als Liveübertragung auf einer Leinwand anwesend sein konnte. Während er sprach, stand am Podium ein Techniker, der an irgendwelchen Kabeln frickelte. Obwohl der Techniker sich keinerlei Mühe gab, wie ein Redner zu wirken, war die Illusion zwingend: Die Stimme kommt aus dem Menschen, der am Podium steht. Eine billige Möglichkeit zur Verschönerung von Remote-Vorträgen wäre es also, irgendjemanden auf die Bühne zu stellen, der dazu gestikuliert und gelegentlich aus einem Wasserglas trinkt. Die teure Variante ist ein persönlicher Vortragsroboter, wie er 2019 den Autor Thomas Melle im Theaterstück »Uncanny Valley« vertrat.

Wie man sich als Fernpublikum dazu aufraffen wird, die ganze Zeit dabeizubleiben, weiß ich noch nicht. Vielleicht brauchen wir spezialisierte Anbieter, bei denen man sich für einen Remote-Tagungsteilnahmetag in eine kleine Zelle einsperren lassen kann, um die Entscheidung nur ein einziges Mal treffen zu müssen. Dazu gibt es dünnen Kaffee und altbackene Butterbrezen, für das authentische Tagungsfeeling.

12

Lob des E-Books

E-Books sind eigentlich ideal für Pandemiesituationen: Niemand muss für ihren Verkauf oder Verleih zur Arbeit gehen – nicht im Lager, nicht in der Auslieferung, nicht in der Buchhandlung, nicht in der Bibliothek. Niemand braucht das Haus zu verlassen, um sie zu erwerben oder auszuleihen. Auch wer keinen E-Reader besitzt (so wie ich), muss sich nicht unter Menschen begeben, um extra ein Gerät zu beschaffen, sondern kann E-Books auf dem Handy, am Tablet oder am Laptop lesen. Es ist unnötig, sich einen Vorrat anzulegen: Wenn ein Buch ausgelesen ist, lädt man das nächste herunter. Die Übertragung von E-Books belastet das derzeit stark strapazierte Internet viel weniger als das Streaming von Filmen. Und man braucht gar nicht erst darüber nachzudenken, wie lange Krankheitserreger wohl auf der Oberfläche einer digitalen Datei überleben können.

Trotzdem habe ich in den letzten Wochen keine solchen Hinweise aus der deutschsprachigen Buchbranche wahrgenommen. Der »Börsenverein des Deutschen Buchhandels« forderte am 16. März eine Ausnahmeregelung von den Ladenschließungen für Buchhandlungen. »Einige meiner besten Freunde sind Bücher, aber Buchhandlungen gehören doch eher zu den Läden, in denen man länger herumstreunt und ständig irgendwas begrabbelt und dann zurücklegt. Deshalb: Keine sehr gute Idee«, protestierte @innere_simone bei Twitter. (Offenlegung: @innere_simone ist unter anderem

Literaturkritikerin und wir sind befreundet.) Am gleichen Tag wendete sich Karin Schmidt-Friderichs, die Vorsteherin des Börsenvereins, an ihre »Kollegen und Kolleginnen in Buchhandlungen, Verlagen und im Zwischenbuchhandel« und wünscht sich darin, die Politik möge erkennen, »wie relevant Bücher gerade in Zeiten von Schulausfall und Einsamkeit sind«. Offenbar haben diese Relevanz aber nur Bücher aus Papier, denn von E-Books war auch hier wieder nicht die Rede.

Der Börsenverein, so könnte man annehmen, verteidigt vor allem die Interessen des stationären Buchhandels, und der profitiert kaum vom E-Book-Geschäft. Theoretisch ist es zwar möglich, E-Books in Buchhandlungen zu kaufen, praktisch besteht dafür aber wenig Notwendigkeit. Die meisten Leserinnen und Leser decken ihren E-Book-Bedarf bei den großen Anbietern oder direkt bei den Verlagen. Die Verlage allerdings sind eine der drei Gruppen, die der Börsenverein eigentlich vertreten sollte, und zumindest aus ihrer Sicht gibt es meines Wissens keinen Grund, die Existenz von E-Books so konsequent zu verschweigen. Auch wenn ich Buchhändlerin wäre, würde ich mir von meiner Interessenvertretung eher Verantwortungsbewusstsein für meine Gesundheit und die der Kundschaft wünschen als Aufrechterhaltung des Geschäftsbetriebs um jeden Preis.

Es ist nicht nur der Börsenverein, der so tut, als sei das E-Book noch nicht erfunden. Auch aus meinem Bekanntenkreis lese ich eine Aufforderung nach der anderen, sich jetzt noch schnell in Bibliotheken, Buchhandlungen oder bei Amazon mit Papierbüchern einzudecken. Ich glaube nicht, dass mein Freun-

deskreis eine zu Ungunsten des E-Books verzerrte Stichprobe darstellt und man überall dort, wo ich es nicht sehe, das Lob des E-Books singt. Vermutlich folge ich im Netz sowieso schon überdurchschnittlich E-Book-freundlichen Leuten. Außerdem haben dieselben Menschen in den vorangegangenen Jahren oft von den ungelesenen Büchern berichtet, die sich bei ihnen zu Hause stapeln. Echte Buchknappheit scheint also nicht zu herrschen. Vielleicht glauben insgeheim alle, dass der Strom oder das Internet ausfallen wird und nur das Papierbuch ausreichend Katastrophensicherheit bietet?

Das rätselhafte Schweigen über E-Books könnte einfach daran liegen, dass man beim E-Book eben nicht zu schnellem Handeln und Vorratshaltung auffordern muss. E-Books verhalten sich nicht wie Nudeln oder Klopapier, sondern eher wie Musik oder Filme. Beide kommen ins Haus – durch Radio, Fernsehen und Streaming – und ich habe bisher keine Befürchtungen gelesen, dass diese Ströme demnächst versiegen könnten. Zudem ist es nach wie vor nur eine kleine Minderheit, die gern und regelmäßig E-Books liest. Es gibt also schon deshalb viel mehr Menschen, die öffentlich zum Kauf von Papierbüchern auffordern, als solche, die stattdessen das E-Book loben könnten. Deshalb habe ich das jetzt mal übernommen. Ich muss allerdings zugeben, dass ich in den letzten zwei Wochen insgesamt kaum mehr als zwanzig Buchseiten gelesen habe, egal ob Papier oder E. In so einer Pandemie kommt man einfach zu nichts.

13

Kein Büro für alle

Am Arbeitsplatz ist es nicht schön. Man ist umgeben von viel zu vielen Menschen, die die ganze Zeit reden wollen und telefonieren und stören. Das Neonlicht ist hässlich, die Gebäudetechnik unkontrollierbar, die Arbeitszeitregelung unflexibel, die Vorgesetzten zu überwachungsfreudig, die Luft schlecht. Ungezählte Zeitungsartikel, Blogbeiträge und Tweets wurden in den letzten Jahren über den Trend zum Großraumbüro verfasst. Wohlwollend waren sie selten, außer wenn ich sie selbst geschrieben habe.

Seit letzter Woche ist es am Arbeitsplatz auch wieder nicht schön. Die Kolleginnen und Kollegen fehlen, die Gespräche an der Kaffeemaschine, die gemeinsamen Mittagspausen, der kurze Dienstweg, der praktisch gegliederte Tag. Neue Zeitungsartikel, Blogbeiträge und Tweets werden über die Unzulänglichkeiten des Home Office verfasst. Irgendwas stimmt da nicht: Müsste sich nicht allgemeine Erleichterung breit machen?

Zu einem mittelgroßen Teil ist das Ausbleiben der Begeisterung sicher der Tatsache geschuldet, dass man als Neuling derzeit nicht so viel über normale Verhältnisse am Heimarbeitsplatz herausfinden kann: Akute Existenzangst, Ansteckungssorgen, Kinderbetreuungspflichten und Ausgehbeschränkungen würden die Freude an der Arbeit selbst dann beeinträchtigen, wenn diese Arbeit an einem Schreibtisch aus massiver Schokolade in einem Streichelzoo mit Meerblick stattfände.

Außerdem ist Veränderung insgesamt unbeliebt, ganz egal, in welche Richtung. Insbesondere wenn man sich diese Veränderung nicht selbst ausgesucht hat, sondern sie von der Firma, von der Politik, durch alberne Großstadttrends oder von einem dahergelaufenen Virus vorgeschrieben bekommt, sind viele aus Prinzip erst mal dagegen.

Möglich wäre auch, dass es gar keine Diskrepanz gibt: Die Abneigung gegen das Großraumbüro und die Abneigung gegen den Heimarbeitsplatz wird vielleicht von ganz verschiedenen Menschen geäußert. Die einen wollen ungestört sein und die anderen finden Gesellschaft und die dazugehörigen Geräusche angenehm. Wahrscheinlich gibt es dazwischen sogar noch eine dritte Gruppe, deren Angehörige *manchmal* ungestört und *manchmal* unter Menschen sein wollen. Und alle möchten die Entscheidung darüber selbst in der Hand haben.

Immerhin hört und liest man derzeit von verhaltenem Interesse, was die Rolle der Heimarbeit in einer weniger infektiösen Zukunft angeht: Das Büro zu Hause könnte sich vorübergehend »für Menschen mit bestimmten Bedürfnissen« eignen, zum Beispiel wenn die Kinder krank seien und es keine anderen Betreuungsmöglichkeiten gebe. Aus solchen Notfallszenarien spricht immer noch der Unwille, sich vorzustellen, dass es einfach unterschiedliche Vorlieben geben könnte, wie der Arbeitsplatz aussehen soll.

Derzeit wird immer noch über Arbeitsplätze geredet und geschrieben, als wollten selbstverständlich alle dasselbe: Ein möglichst großes Büro mit mehreren Fenstern, das man mit niemandem teilen muss. Aber

es wollen gar nicht alle dasselbe. Insbesondere seit dem Aufkommen der Arbeit im Café oder im Coworkingspace wird das immer unübersehbarer. Manche finden Großraumbüros gut – schon weil es in jedem Gebäude nur eine begrenzte Menge schöner Räume gibt. Teilt man diese Büros den Vorgesetzten zu, profitieren wenige und womöglich ausgerechnet die, die sowieso viel unterwegs sind. Richtet man am selben Ort ein Großraumbüro ein, profitieren viele, die sich sonst zu dritt eine fensterlose Besenkammer teilen müssten. Wenn es keine dauerhaft festgelegten Plätze gibt, kann man sich aussuchen, wo man am liebsten sitzen möchte, und meine Erfahrung aus Cafés und Coworkingspaces zeigt, dass die Wünsche da durchaus unterschiedlich sind. Die einen mögen Musik und Hintergrundgeräusche, die anderen Stille. Manche sind durch nichts zu stören und blicken allenfalls kurz von der Arbeit auf, wenn die Feuerwehr das Gebäude stürmt, andere verzweifeln an den Kaffeeumrührgeräuschen anderer Menschen. Manche sitzen am liebsten mit dem Rücken zur Wand, andere mit dem Rücken zum Raum. Die Ansichten über schöne und bequeme Inneneinrichtung sind so verschieden wie zu Hause auch.

Ich glaube nicht, dass die Phase der unfreiwilligen Heimarbeit zu einer neuen Wertschätzung des Großraumbüros führen wird. Aber ich hoffe, sie bringt uns zumindest der Einsicht näher, dass es unterschiedliche Arbeitsplatzvorlieben gibt und technisch schon länger nichts mehr dagegen spricht, diesen Vorlieben entgegenzukommen. Man könnte das einfach so tun, ganz ohne Notfallszenario.

14

Nähe aus der Ferne

Der Begriff des »Social Distancing« ist irreführend, darauf haben in den letzten Wochen viele hingewiesen. Es sind die Körper der anderen Menschen, zu denen wir Distanz halten sollen. Sozialleben ohne räumliche Nähe wurde schon praktiziert, als das Coronavirus noch ein Geheimtipp unter Fledermäusen und das Internet nicht erfunden war: Man telefoniert, man schreibt Briefe, man schreit den Nachbarn wichtige Auskünfte über die Grundstücksgrenzen hinweg zu. Tom Standage hat in seinem Buch »The Victorian Internet« die soziale Gemeinschaft der Telegrafistinnen und Telegrafisten im 19. Jahrhundert beschrieben, ihre aus der Ferne gepflegten Freundschaften, telegrafischen Flirts und gelegentlichen Heiraten: »Im richtigen Moment drückten Braut und Bräutigam den Morsetaster, um so ihr feierliches Jawort zu geben. Nach dem Ende der Zeremonie trafen zahlreiche Glückwunschnachrichten von allen Stationen der Linie ein. Der Bräutigam wurde noch Jahre später von Kollegen herzlich begrüßt, die, wenn sie seinen Namen erfuhren, ausriefen, dass sie bei seiner Hochzeit gewesen waren.«

Eigentlich müsste das »Social Distancing« also »Räumliche Distanzierung« heißen, so wie es der Wikipediaeintrag vormacht. Derzeit ist häufig die Vermutung zu lesen, dass wir durch die Coronakrise herausfinden werden, wie wichtig räumliche Nähe fürs Sozialleben ist. »Vielleicht, wer weiß«, hieß es abschließend vor einigen Tagen in einem Artikel in

der Süddeutschen Zeitung, »setzt sich nach ein paar Wochen auch einfach die Erkenntnis durch, dass der persönliche Kontakt durch nichts zu ersetzen ist.« Vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls wenn man davon ausgeht, dass mit »persönlicher Kontakt« auch hier wieder »räumliche Nähe« gemeint ist, denn an der Pflege von Kontakten wird ja niemand gehindert, der über Zugang zum Internet, ein Telefon oder Nachbarn in Schrei-Entfernung verfügt.

Ich habe in den letzten Wochen einige erfreuliche Formen des persönlichen Kontakts ohne räumliche Nähe zum ersten Mal ausprobiert: Abendliche Videotreffen mit Freundinnen und Freunden, die bisher noch nie körperlich am selben Ort waren – aus Organisationsträgheit oder weil sie in unterschiedlichen Städten und Ländern leben. Feierabendgetränke per Video mit Menschen, in deren Beruf es einen Feierabend gibt und die ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Wenn ich genug vom Reden habe, muss ich mir keine Gedanken darüber machen, wie ich jetzt nach Hause gelangen soll, sondern brauche nur den Laptop zuzuklappen und ins Bett zu fallen. Falls ich nicht sowieso schon darin liege – eine soziale Praktik, über die die Meinungen in meinem Bekanntenkreis auseinandergehen. Manche sagen, die Kameraperspektive sei ungünstig und unseriös. Anderen gelingt es, auch im Bett glamourös auszusehen. Ich habe an einem Elektroschrott-Konzert mit anschließender Führung durch eine wunderschöne Gerätesammlung beim Vater einer Freundin teilgenommen. Ohne das Coronavirus hätte ich dazu nach Sankt Gallen reisen müssen, was ziemlich sicher nie passiert wäre. Netto ist die Corona-Sozialbilanz für mich bisher

positiv.

Manches funktioniert ein bisschen schlechter als bisher, aber dafür wird anderes zum ersten Mal möglich. Die Autorin Tanja Kollodzieyski, die im Rollstuhl sitzt und als @RolliFraeulein twittert, schrieb vor einer Woche: »Können wir nur diese Streamkultur behalten, die all diese (für mich) barrierefreien Möglichkeiten bietet? (...) Ich habe in den letzten Tagen so viel Verschiedenes an Kultur erlebt. ich war im Museum, auf Lesungen, bei Konzerten, in der Oper (nichts für mich), im Watt. Ich fühle mich teilweise wie Alice im Wunderland – darf ich das behalten?«

Im Zusammenhang mit dem Coronavirus ist häufig von einer Rückkehr zur Normalität oder einer Beibehaltung normaler Praktiken die Rede. Aber »normal« bedeutet ja nicht »besser als alle denkbaren Alternativen«. Es heißt einfach nur, dass bestimmte soziale Praktiken in den letzten Jahren eben häufiger waren als andere. Meistens gibt es außerdem für das Normale kein besonderes Wort, nur die Abweichung muss bezeichnet werden: Videokonferenz, Remote-Meeting, Homeoffice, virtuelles Treffen. Wenn der Wunsch des Rollifräuleins in Erfüllung geht und wir die Streamkultur behalten dürfen, wird die Normalität der Zukunft andere Wörter erfordern: »Ortsgebundene Konferenz«, »Anreisepflichtige Besprechung«, »Körperliche Verabredung«. Alles, was nicht so heißt, lässt sich von überall her durchführen. Die Frage, ob man sich dazu aufrecht hinsetzen muss oder nicht, wird sich bis dahin schon klären lassen.

15

Hört ihr mich jetzt?

Es war ein kurzer, glücklicher Moment: Videokonferenzen funktionierten endlich reibungslos und unkompliziert, sogar mit sehr vielen Teilnehmenden. Die Lösung für das alte Problem war eine Anwendung namens Zoom, eigentlich schon seit 2011 auf dem Markt und coronavirusbedingt Anfang 2020 sehr populär. Rückblickend dauerte diese Zeit des ungetrübten Videokonferenzglücks gefühlte fünf Minuten.

Seit Mitte März wird Zoom unter vielen verschiedenen Aspekten kritisiert: Das Unternehmen sammelt zu viele Daten, Vorgesetzte können sich unbemerkt in die Videokonferenzen von Angestellten einschalten, der Einsatz verstößt gegen Datenschutzbestimmungen, eine Verschlüsselung der Kommunikation ist nicht vorgesehen, die App schickt Daten nach China und an Facebook. Die Einfachheit der Installation wird dadurch erkauft, dass dabei im Hintergrund dubiose Dinge passieren.

Nutzungsfreundlichkeit ist oft ein Tauschgeschäft, insbesondere bei Anwendungen einer ganz neuen Kategorie. Je unerfahrener die potenzielle Zielgruppe, desto mehr schreckt man sie ab, wenn der Einrichtungsprozess unverständliche Fragen enthält. Und unverständliche Fragen bedeutet sehr oft: überhaupt irgendwelche Fragen.

Wer schon mal für einen technisch weniger interessierten Menschen irgendwas auf dem Handy oder Tablet eingerichtet hat, kennt die Probleme im Klei-

nen: Eigentlich müsste man die Person, der das Gerät gehört, eine informierte Entscheidung treffen lassen. Man müsste erklären, wozu zum Beispiel WhatsApp Zugriff auf das Adressbuch haben möchte und dass die App die darin verzeichneten Telefonnummern an Facebook weitergeben wird. Dann muss man erklären, welche Nachteile das hat oder in Zukunft haben könnte. An dieser Stelle wird die technisch weniger interessierte Person wahrscheinlich sagen, dass das kompliziert und gefährlich klingt und sie dann doch lieber kein WhatsApp haben möchte. Weil aber ihr gesamter Freundeskreis WhatsApp nutzt, wiederholt sich der Vorgang ein paar Wochen oder Monate später.

Ich hoffe, die Leserinnen dieser Kolumne sind ethisch gefestigte Einrichtungshilfspersonen und würden in so einer Situation niemals denken: »So, jetzt reicht's, diesmal verzichte ich auf die Aufklärung und gebe der App einfach stillschweigend sämtliche Rechte, die sie zum Funktionieren braucht.« Ich selbst habe leider schon mehrmals genau dieselbe Abkürzung genommen wie die Entwickler von umstrittenen Apps und auf dem Handy der beratenen Person ohne Aufklärungsgespräch alles so eingerichtet, wie es mir sinnvoll erschien.

Oder nein – eigentlich tut es mir nicht leid. Denn alle diese Anwendungen von AOL bis Zoom standen vor allem aus einem Grund im Fokus der Kritik: Sie eröffneten vielen Menschen den Zugang, für die eine bestimmte Technik bis dahin unzugänglich oder unattraktiv war. Sozialleben im Netz war auch vor Facebook möglich, hat sich aber erst durch Facebook auf breiter Front durchgesetzt. Chats gibt es seit den 1970er Jah-

ren, aber erst seit WhatsApp kommen sie auch beim Austausch von Enkelbildern und der Wanderplanung von Seniorengruppen zum Einsatz. Zoom war das erste Videokonferenztool, das unter den meisten Bedingungen einfach funktionierte.

Datenschutz- und Sicherheitswarnungen unter Freunden sind ein Akt der Fürsorge und gut gemeint. Aber sie enthalten meist keine realistische Alternativlösung. Wenn jemand mit seinem Freundeskreis Kontakt halten möchte und dieser Freundeskreis WhatsApp nutzt, bringt es nichts, statt WhatsApp die supersichere Threema-App zu empfehlen. Der Freundeskreis wird deswegen nicht seine Gewohnheiten ändern. Die besonders gewissenhaft beratene Person bleibt weiterhin ausgeschlossen. Es ist ein bisschen wie mit überbesorgten Eltern, die ihr Kind davon abhalten, auf dem Spielplatz irgendein Gerät zu benutzen, von dem es herunterfallen könnte. Das Kind lebt dann zwar risikoärmer, verpasst aber fast alles, was der Spielplatz zu bieten hat.

Schön wäre, wenn technisch Erfahrene auf offizieller Ebene gegen Missstände protestieren und trotzdem im Privatleben anderen ihre komfortablen Apps lassen könnten. Aber das geht vermutlich nicht. Der Protest einer kleinen Minderheit ist für Unternehmen nicht so relevant wie die Verunsicherung einer breiten Mehrheit, die täglich in der Zeitung lesen muss, wie gefährlich ausgerechnet ihre meistgenutzte App ist. Wahrscheinlich muss die Welt also so unzulänglich bleiben, wie sie gerade ist. In fünf bis zehn Jahren bekommen wir dann Videokonferenztools, die reibungslos funktionieren *und* unter dem Sicherheitsaspekt akzeptabel

sind. Brauchen wird man sie dann bestimmt immer noch.

16

Digitale Dilettanten

Der Organisationsforscher Leonhard Dobusch hat Ende März in einem Blogbeitrag beschrieben, wie der Corona-Notfall den Abbau von Berührungsängsten und den Aufbau neuer Digitalkompetenzen fördert: »Alle wissen, dass alle improvisieren. Improvisierte Technik und auch mittelmäßig bis schlechte Bild- und Audioqualität wird deshalb toleriert und die Hemmschwelle sich digital zu präsentieren sinkt.« Ich habe von der Existenz dieses Beitrags in einem Meeting via Zoom erfahren. Dobusch saß aus Familiengründen in einer besonders dunklen Ecke seines Homeoffice und war nur schemenhaft zu erkennen. In den ersten Minuten der Besprechung verständigten wir uns durch Gesten, weil der Ton fehlte. Gestört hat das niemanden. Es ist einer der angenehmen Aspekte an den neuen Arbeitsverhältnissen: Probleme mit Kindern, Haustieren, auf dem Kopf stehenden Bildern, ästhetisch zweifelhaften Hintergründen, versehentlich aus- oder versehentlich eingeschalteten Mikrofonen sind allgegenwärtig und die Sorgen, sich dadurch zu blamieren, weitgehend verschwunden.

Diese Bereitschaft, das Unvollkommene hinzunehmen, ist nicht nur als Überbrückung wichtig. Sie gehört so sehr zu Digitalisierungsvorgängen wie der Hauskatzenhintern vor die Laptopkamera. Denn der Übergang vom Analogen zum Digitalen ist auch ein Übergang vom Dauerhaften zum Provisorischen. Ein auf Papier erscheinender Text muss vor der Druckle-

gung gründlich kontrolliert werden: Ist es überhaupt sinnvoll, genau diesen Text zu drucken und nicht lieber einen anderen? Sind Fehler drin, die man besser vorher entfernen als hinterher bedauern sollte? Im Digitalen spielt beides keine Rolle. Die Beiträge, die ich im Techniktagebuch-Blog schreibe, veröffentliche ich, sobald sie mir halbwegs verständlich erscheinen. In der ersten Stunde nach der Veröffentlichung ändere ich viel, im Laufe der nächsten Tage auch noch einiges, und manches ergänze oder korrigiere ich erst Jahre später.

Bei einem analog hergestellten Buch oder Gebäude sind Umbauten aufwändig. Digitale Techniken und Ergebnisse lassen sich leicht wieder ändern und werden deshalb auch ständig geändert. Das führt dazu, dass man sich nicht auf dem Dazugelernten ausruhen kann. Kaum hat man bei irgendwas die ersten Schritte hinter sich gebracht, wird es durch etwas anderes ersetzt und man braucht wieder neue Bereitschaft zum Herumdilettieren. Einerseits ist es unpraktisch, dass das eigene Wissen über digitale Angelegenheiten so schnell veraltet. Andererseits veraltet das der anderen genauso schnell. Es hat also selten jemand einen großen Vorsprung, so wie beim Trockenmauerbau oder Klavierspiel, wo man erst mal Jahre bräuchte, um die anderen einzuholen.

Das heißt nicht, dass es bei neuen digitalen Praktiken keine Professionalisierungsansprüche gäbe. Diejenigen, die bereits gelernt haben, die Fehler von gestern vormittag zu vermeiden, bieten heute Weiterbildungskurse an. Diejenigen, die finden, dass vielleicht nicht gerade sie selbst, aber jedenfalls andere dazuler-

nen müssen, fordern »Korrektes Benehmen in Videokonferenzen« als neues Schulfach. Über kurz oder lang versiegt die Solidarität des gemeinsamen Experimentierens in Zoom, Teams, Jitsi oder Houseparty. An ihrer Stelle machen sich mäßig lustige Listen breit: »10 Dinge, an denen alle erkennen, dass du ein Trottel bist, der von Videokonferenzen keine Ahnung hat.« Was kann man tun, um die schöne Phase des Improvisierens vielleicht doch länger beizubehalten?

Irgendwo findet immer gerade ein gemeinsames Herumprobieren an irgendeiner neuen Technik oder Praktik statt. Wer neuen Blödsinn bereitwillig mitmacht, kann jederzeit dabei sein, ganz ohne Pandemie. Das Problem dabei ist für viele, dass sie den neuen Blödsinn nicht sofort mitbekommen. Wenn sie schließlich davon erfahren, denken sie: »Oh, ich komme zu spät, jetzt können alle schon alles und ich werde mich blamieren mit meiner Ahnungslosigkeit.« Aber das ist eine Illusion. Ich hatte diesen Gedanken, als ich 2008 bei Twitter einstieg, das damals immerhin schon seit einem ganzen Jahr existierte. Auch 2020 könnte man noch so gut wie überall Early Adopter sein. Selbst ein 15 Jahre altes Angebot wie Youtube wird nur von einem Prozent der Jugendlichen aktiv genutzt – das berichtet die ARD/ZDF-Onlinestudie 2019.

Wer gern weiterhin beim Experimentieren und Improvisieren dabei sein möchte, braucht sich also eigentlich nur vorzusagen, dass die anderen auch alle keine Ahnung haben. Man merkt es nur nicht immer so deutlich wie jetzt gerade.

17

Texte und Textilien

In den vergangenen Wochen habe ich Mund-Nasen-Masken von Hand genäht. Die meisten Menschen benutzen dafür eine Nähmaschine, aber wegen unglücklich verlaufenen Handarbeitsunterrichts an der Maschine habe ich daran keine Freude. Das Handnähen hingegen erwies sich als angenehme Tätigkeit. Es wirkt wie eine altmodische Low-Tech-Beschäftigung, aber dieser Eindruck trügt. Ich lasse nur einen einzigen maschinellen Schritt weg. Davon abgesehen bin ich Teil eines industrialisierten, arbeitsteiligen Prozesses, in dem von der Baumwollernte bis zum Design ziemlich viele Menschen ziemlich viel Technik einsetzen. Ich baue lediglich Fertigteile nach einer Anleitung zusammen. Und doch gilt das Ergebnis als Handarbeit und individuelles Produkt.

Wenn es bei Textilien möglich ist, dass das Zusammensetzen von Teilen als eigene schöpferische Leistung anerkannt wird, warum soll es dann eines Tages nicht auch bei Texten so weit sein? Was das Schreiben angeht, befinden wir uns momentan ungefähr in der Phase, in der man ein Schaf, ein Spinnrad und einen Webstuhl zu Hause hat. Wenn ich einen Text schreibe, kann ich zwar für den Vorgang des Aufschreibens auf Werkzeuge zurückgreifen – einen Laptop, Textverarbeitungssoftware, das Internet –, inhaltlich muss ich aber beim Scheren des Schafs anfangen. Das dauert ganz schön lange. Eine andere Welt, in der ich beim Schreiben Fertigteile verwenden kann und meine Ar-

beit trotzdem noch als selbstgemacht gilt, erscheint mir denkbar.

Eine Freundin beklagte sich vor einigen Tagen über einen Satz aus einem Buch. Er lautete: »Nach dem Abendessen vögelten sie noch einmal mit einer rücksichtslosen und beinahe menschenverachtenden Gier miteinander.« Unkonventionelles Verhalten der handelnden Personen werde in diesem Roman zwar behauptet, das eigentliche Geschehen aber dann in Sätzen abgehandelt, die kaum über die Aussage »es folgte Sex« hinausgehen.

Ich habe für das Ausfüllen vorhandener Satzstrukturen mit neuem Inhalt ein selbstgebasteltes Werkzeug und die nötigen Wortsammlungen, in diesem Fall Adjektive und Gefühle. Damit konnte ich innerhalb weniger Sekunden neue automatische Zufallsvorschläge machen:

»Nach dem Abendessen vögelten sie noch einmal mit einer bäurischen und fast obergärigen Wonne miteinander.«

»Nach dem Abendessen vögelten sie noch einmal mit einer profihaften und fast skurrilen Müdigkeit miteinander.«

»Nach dem Abendessen vögelten sie noch einmal mit einer schweren und fast friedlichen Demut miteinander.«

Eigentlich finde ich jeden dieser Sätze überzeugender als das Original, vor allem den letzten. Wenn das Richtige noch nicht dabei wäre, könnte ich ohne Zeitaufwand beliebige Mengen neuer Vorschläge erzeugen. In manchen Bereichen der Textproduktion kommt dieses Verfahren schon seit etwa zehn Jahren

zum Einsatz: Über Bewegungen am Aktienmarkt und über Sportereignisse wird – vor allem im englischsprachigen Raum – teilautomatisiert berichtet, davon war in dieser Kolumne im Januar 2019 die Rede.

Literatur und meines Wissens auch das Kolumnenschreiben sind aber weiterhin Handarbeit. Das, was ich mir für die Texte der Zukunft als Äquivalent zu den Textilien der Gegenwart vorstelle, gibt es alles noch gar nicht: Schnittmuster für Texte, von kompetenten Designerinnen vorgefertigtes Material mit Eulenmotiven in großer Auswahl, ein Gerät für den schnellen Zusammenbau. Man möchte ja nicht immer alles meditativ von Hand machen. Bei Texten wie bei Textilien geht es manchmal nicht um die Freude an der Herstellung, sondern einfach nur ums Ergebnis.

Wenn die neue Schreibmaschine eines Tages da ist, wird es sie zuerst für englischsprachige Texte geben und zehn Jahre später auch für deutsche. Man wird ihre Ergebnisse mechanisch und seelenlos nennen, aber so ist das anfangs bei allen Geräten. Ein paar Jahrzehnte später wird man sich, so wie ich heute beim Nähen von Hand, jeden Tag rechtfertigen müssen, warum man nicht die Maschine nimmt: Es gehe damit doch viel schneller.

Mit einem guten selbstgemachten Vergleich, auf welche Art der Mond heute scheint, kann man noch tausend Jahre später zitiert werden, das wird in meiner fiktiven Zukunft immer noch so sein. Aber manchmal ist gerade keiner zur Hand. Sehen wir den Tatsachen ins Auge, in Literaturverlagen erscheinen Bücher voll mit Mondmetaphern aus Käse. Und dann ist eine große Auswahl an Mondschein-Vergleichen von der Stange

doch ein Fortschritt. Ich sehe dieser Zukunft jedenfalls nach dem Abendessen mit einer strapazierbaren und fast kandierten Freude entgegen.

18

Beuteltier-Theorie der digitalen Texte

Ein Kängurubaby wiegt bei der Geburt weniger als ein Gramm. Es ist nackt und blind, ungefähr so groß wie ein Gummibärchen, und kann gar nichts, außer im Fell seiner Mutter nach oben klettern, bis es den Beutel erreicht. Dort verbringt es die nächsten sechs bis acht Monate. Die Plazentatiere, zu denen auch die Menschen gehören, lösen dieselbe Aufgabe anders als die Beuteltiere: durch eine lange Tragzeit. An deren Ende gebären zumindest einige Arten ein Lebewesen, das nach einem kurzen Moment der Verwirrung aufsteht und sich schon beinahe erwachsen benimmt.

Digitale Texte entstehen wie Beuteltiere: Einen im Netz erscheinenden Text kann man veröffentlichen, während er noch ganz nackt und rosa ist. So läuft es zum Beispiel bei Wikipedia-Einträgen. Hier kann man auch gleich sehen, dass ich mit der Beschreibung »digital« oder »im Netz erscheinend« eine Abkürzung genommen habe, denn auch Nupedia, die Vorläuferenzyklopädie der Wikipedia, war ebenfalls digital und erschien im Netz, folgte aber nicht dem Beuteltierkonzept: Alle Beiträge wurden vor der Veröffentlichung von Fachleuten begutachtet. Am Ende erblickte kein rosa Wurm, sondern ein fertiger Beitrag das Licht der Welt, genau wie man es auch für ein gedrucktes Buch gemacht hätte.

Nupedia ging nach nur 25 Beiträgen wieder ein, Wikipedia erwies sich als sehr erfolgreich. Das bedeutet nicht, dass die Beuteltierstrategie generell die überle-

gene ist. Man kann das schon daran ablesen, dass Beuteltiere außerhalb Australiens nicht so häufig vorkommen. Es ist nur unter bestimmten Umständen eine günstigere Strategie. Für das Beuteltier bietet sie unter anderem bei unregelmäßig auftretenden Dürreperioden Vorteile.

Ein unvollständiger, aber vorhandener Text ist in vielen Fällen nützlicher als ein ausführlicher, an den man gerade nicht herankommt. Ein frisch angelegter, noch sehr kurzer Wikipediaeintrag ist ja wahrscheinlich nicht falsch, sondern zunächst einmal nur unvollständig. So ein leicht erreichbarer Miniaturbeitrag kann bereits hilfreicher sein als ein ausführlicher, für den man erst einmal eine Bibliothek aufsuchen oder ein Buch kaufen müsste.

Aus der Perspektive der Schreibenden heißt das, dass ein heute veröffentlichtes Fragment für andere nützlicher ist als der durchdachteste Text, der nur im eigenen Kopf existiert oder erst in zwei Jahren erscheinen wird. Oder gar nicht, weil man sich vorgenommen hat, das Thema eines Tages umfassend abzuhandeln, wozu es niemals kommt.

Ob es überhaupt schon genug aufzuschreiben gibt, kann man außerdem selbst ganz schlecht beurteilen, ähnlich wie die Frage, ob man auf Passfotos wie ein überfahrenes Eichhörnchen aussieht oder doch eher wie immer. Was man selbst für unfertige Notizen hält, kann für andere bereits erhellend sein. Außerdem sind Notizen schneller gelesen als dicke Monografien. Es ist besser, wenn die Lesenden denken »das hätte ich mir aber ausführlicher gewünscht«, als wenn die Autorin in jahrelanger Arbeit jedes Detail behandelt und alle

nach den ersten zwei ermüdend ausführlichen Kapiteln aussteigen. Oder schon beim Betrachten von außen denken »viel zu lang, das les ich später oder nie«. Ideal wäre natürlich ein Text genau der richtigen Länge und Detailliertheit, aber diese richtige Länge ist generell schwer einzuschätzen, und von der Autorin selbst aus dem erwähnten Passbildgrund noch etwas schwerer.

Was in der Geschichte von Nupedia und Wikipedia eine Rolle spielte, ist auch der motivierende Effekt der Veröffentlichung. Wenn ein Text für andere sichtbar ist, motiviert das die ursprüngliche Autorin, ihn weiter zu verbessern. Wenn es die Möglichkeit zur Mitarbeit gibt, können andere dabei mithelfen. Selbst wenn keins von beidem geschieht, ermutigen unfertige Beiträge andere, sich eigene, schlauere Gedanken zum Thema zu machen.

Natürlich sind auch ganz traditionell entstandene und auf Papier gedruckte Texte bei der Veröffentlichung nicht fertig. Der Neurologe Oliver Sacks beschreibt in seiner Autobiografie die Arbeit an seinem ersten Buch im Jahr 1968: Nachdem er das Manuskript beim Verlag abgeliefert hat, schreibt er noch sechs Wochen lang ständig weiter am Buch und schickt die Ergänzungen an William Gooddy, den Autor des Buchvorworts. Gooddy antwortet: »Nein, lassen Sie es. Das Buch ist gut so, wie es ist. Das sind Gedanken, auf die Sie in den nächsten Jahren immer wieder zurückkommen werden.« Ergänzungen werden dann eben nicht im ursprünglichen Text verstaut, sondern in Folgetexten. Auch diese Kolumne ist eine Ergänzung zur vorletzten, in der das öffentliche

Fertigstellen digitaler Texte bereits kurz vorkam. Und es steht noch nicht einmal alles drin, was ich über die Vorteile unfertiger Texte zu sagen gehabt hätte, so dass …

19

Väter und Geräte

In der Generation meiner Eltern, also bei den jetzt Über-70-Jährigen, beobachte ich in den letzten zehn Jahren eine unerwartete Entwicklung: Die Väter sind von den Müttern abgehängt worden, was den Computergebrauch angeht. Also, nicht den Gebrauch des Computers, der in ihren Haushalten oft noch die Form eines vor 20 Jahren angeschafften grauen Riesengeräts hat. Der ist noch fest in Vaterhand. Er steht im »Arbeitszimmer« oder sonst einem Raum, der jedenfalls nicht das Wohnzimmer ist. Im Wohnzimmer sitzt die Mutter mit ihrem Tablet oder einem Smartphone. Sie benutzt es, um mit anderen Menschen Kontakt zu halten – über WhatsApp, Videotelefonie, Spiele oder den Chat, der bei ihrer Lieblingsapp eben dabei war.

Eine solche Aufgabenteilung im Umgang mit Technik gab es in dieser Generation schon lange vor dem Computer. Der soziale Gebrauch des Telefons war Muttersache, der Vater telefonierte zweckgebunden und kurz. Während andere Familienmitglieder telefonierten, war es die Aufgabe des Vaters, im Hintergrund herumzumurren, dass es jetzt auch mal reiche, man einander sowieso nichts Neues zu sagen habe und die Sache schließlich Geld koste.

Wenn man ein klassisches Telefon benutzt, lernt man telefonieren und sonst nicht viel. Bei Smartphone und Tablet ist das anders. Hier führt die traditionelle Aufgabenteilung dazu, dass sich die Mutter als Nebeneffekt ihrer sozialen Nutzung eine Menge allgemeiner

Fähigkeiten im Umgang mit dem Gerät angeeignet hat. Dem Vater, der nur auf Radtouren gelegentlich das Regenradar aufruft, fehlen diese Fähigkeiten. Natürlich will er sich von der Mutter auch nichts erklären lassen. Selbstständiges Herumexperimentieren ist schwer für ihn, weil niemand – schon gar nicht die Mutter – sehen darf, wie er sich ungeschickt anstellt. Eigentlich will er sich nicht einmal selbst dabei sehen. Lieber erklärt er alles, was über das Regenradar hinausgeht, für zeitraubenden Tand. Aber wenn die übrige Verwandtschaft ein Sozialleben an den Geräten hat und er nicht, stimmt ihn das unzufrieden. Coronabedingt gibt es zu dieser Unzufriedenheit derzeit mehr Anlass als sonst.

Im Mai 2004 schrieb ich zusammen mit Holm Friebe für die »Berliner Zeitung« eine Kolumne voll kriegerischer Metaphern über die Versuche der Technik, ins Wohnzimmer vorzudringen. Die »zentrale Bastion« des Fernsehers schien wegen der Nachschubwege bis dahin uneinnehmbar. Strom, Telefon, Fernsehen, Internet gab es nur dort, wo ein entsprechendes Kabel lag. Das änderte sich zu diesem Zeitpunkt gerade durch mobiles Internet und WLAN. Wir zitierten aus der Berichterstattung über die damals noch florierende, mittlerweile eingestellte IT-Messe Cebit: »Schlacht ums Wohnzimmer« und »Computerbranche will Wohnzimmer mit digitaler Technik erobern«. Wie das genau aussehen sollte, konnten wir uns offenbar auch nicht vorstellen: Von »kleineren und nicht mehr ganz so hässlichen Geräten« fürs Arbeitszimmer war die Rede. Gleich danach dachten wir aber doch wieder nur an den Fernseher: »Die mauen Absatzzahlen sprechen dafür, dass dieser Angriff fürs erste pariert wird. Offenbar sind die Konsu-

menten wenig erpicht auf die Aussicht, dass demnächst auch der Fernseher abstürzen kann.« Falls Kolumnistinnen mitlesen: Ich kann nur davon abraten, beim Schreiben über Technik mit mauen Absatzzahlen ganz neuer Geräte zu argumentieren. Schon wenige Jahre später wirkt man mit diesem Argument kurzsichtig.

Die nächste Begründung für unsere Zweifel an zukünftiger Wohnzimmertechnik ist noch schlechter gealtert: »Historisch gesehen ist die vielbeschworene ›Konvergenz‹, die Verschmelzung mehrerer Geräte zu einem einzigen, selten und nur in ihren bescheidensten Formen begrüßt worden. Denn wo nur eine Funktion vorhanden ist, kann auch nur eine kaputtgehen.« Drei Jahre nach der Veröffentlichung der Kolumne kam das erste Smartphone auf den Markt. In ihm verschmolzen sehr viele Geräte und Funktionen. Es wurde freudig begrüßt.

Ein Gerät, das aus Kabel- oder Platzgründen fest installiert werden muss, befindet sich in einem Haushalt mit traditioneller Aufgabenteilung von Anfang an im Einflussbereich entweder des Vaters oder der Mutter. Der Ort der Aufstellung legt bereits einen Großteil dessen fest, was später damit geschehen kann. Tablets und Smartphones bewegen sich auf der Grenze zwischen Vaterhaushalt und Mutterhaushalt. In der Generation meiner Eltern haben die Mütter – wenn auch eher versehentlich – von dieser Chance Gebrauch gemacht und sich die Vorherrschaft am Gerät gesichert.

Alles hier Beschriebene spielt sich in einem kurzen Zeitfenster der Technikgeschichte ab, betrifft nur ein oder zwei Generationen und ist schon fast wieder vorbei. Wie man hört, holen die Väter auf. Man kann dar-

aus allenfalls lernen, dass neue Geräte unvorhergesagte soziale Entwicklungen mit sich bringen. Und dass es sicherer ist, Technikkolumnen über die Vergangenheit zu schreiben als über die Zukunft.

20

Namenlos normal

»Hände waschen, Abstand halten, Daten spenden – Ihr Beitrag gegen Corona.« So bewirbt das Robert-Koch-Institut seine Anfang April 2020 gestartete App unter corona-datenspende.de. Über eine halbe Million Menschen haben die App heruntergeladen und mit ihrer Smartwatch oder ihrem Fitnessarmband verbunden. Das RKI möchte damit unter anderem anhand eines erhöhten Ruhepuls erkennen, ob die Beteiligten Fieber bekommen.

Vor zehn Jahren war dieses kontinuierliche Erfassen von Daten, die der Körper produziert, noch ziemlich neu und hieß »Selbstvermessung«. Ab 2011 fanden »Quantified Self«-Konferenzen in den USA und Europa statt. In der Berichterstattung ging es häufig um die Frage, ob es sich nur um »eine extreme Form von Hypochondrie und Narzissmus« handle. So formulierte es ein Autor der *Welt* im Dezember 2011 unter dem Titel »Messen von Körperfunktionen kann süchtig machen«. Auf jeden Fall sei die »gesunde Selbstbeschäftigung« ein schmaler Grat, hieß es 2012 in der *FAZ*, und weiter: »Die Quantified-Self-Bewegung, die jedem Graphen, jeder Statistik huldigt, ist nur die Zuspitzung unserer übersteigerten Zahlenaffinität. Besonders absurd an der Sammelwut ist, dass die Zahlen am Ende dazu dienen sollen, unserem Körper Gutes zu tun - einem Körper, der uns fremd geworden ist, auf den wir nach der Quantified-Self-Logik längst nicht mehr hören. Seine innere Stimme haben wir auf stumm geschaltet.

An ihre Stelle ist die Maschine getreten, die zu uns spricht.« Christoph Kucklick fasst diese Art der Vorwürfe in seinem Buch »Die granulare Gesellschaft« zusammen: »Messen ist kalt, das Leben ist warm – und der Temperaturunterschied nicht zu überbrücken.« (Ein Zitat, das ich leider noch nicht kannte, als es in dieser Kolumne im März 2019 darum ging, dass das Neue oft als kalt und das Alte als warm bezeichnet wird.)

Die »Quantified Self«-Konferenzreihe ist 2018 zu Ende gegangen, »Selbstvermessung« als Bezeichnung aus der Mode gekommen. Wer jetzt Dinge tut, die vor zehn Jahren als besorgniserregender Quatsch galten, ist kein Selbstvermesser mehr, sondern einfach nur jemand, der einen Fitnesstracker oder eine Smartwatch trägt. Zehn Millionen Menschen in Deutschland besitzen so ein Gerät.

Daraus kann man nicht ablesen, dass damals alle unrecht hatten und wir heute korrekt erkennen, dass ein Fitnesstracker kein Knechtungswerkzeug des Kapitalismus, sondern so banal wie eine Armbanduhr ist. Das geht schon deshalb nicht, weil eine Armbanduhr alles andere als banal ist und sich über sie genau dieselben Geschichten von Messen, Zählen und Kapitalismus erzählen lassen. Es bedeutet erst mal nur, dass die Praktik des Körperdatenerhebens den Sprung vom Nerdgehabe zur Normalität geschafft hat. Aber wie ist ihr das in so kurzer Zeit gelungen?

Hilfreich war sicher das Andocken an den Sportbereich mit der Bezeichnung »Fitnesstracker«. Was zum Sport gehört, kann nur noch schwer in den Verdacht der Nerd-Schrulligkeit oder der Hypochondrie geraten. Allenfalls der Narzissmusvorwurf kommt jetzt noch in

Frage. Sportliche Betätigung ist niemals lächerlich – es sei denn, sie sieht anders aus als bisherige Betätigungen, wie man um 2005 an der Welle des Spotts sehen konnte, die sich über das arme Nordic Walking ergoss. Kleines Sportzubehör ist besser als großes – es sei denn, man trägt es mitten im Gesicht wie die ebenfalls öffentlichen Widerwillen auslösenden Nasenpflaster der 90er Jahre, die die Leistung steigern sollten. Ein Fitnesstracker aber ist ein kleines und unauffälliges Ding, das noch etwas erfolgreicher wurde, als es ab 2013 ans Handgelenk wanderte. Das Handgelenk ist ein etablierter Anbringungsort für seriöses Lebenszubehör. Ab 2014 taucht der Begriff »Fitnessarmband« vermehrt auf.

Für das Tragen eines Fitnessarmbands gibt es so wenig ein eigenes Wort wie für das Tragen einer Uhr. Das trägt weiter zum Unsichtbarwerden der neuen Praktiken bei. »Selbstvermesser« war ein Begriff, der die Menschen in zwei Gruppen einteilte, und wo zwei Gruppen existieren und eine davon neu ist, liegt der Verdacht nahe, dass diese neue Gruppe aus Vollpfosten besteht. Nicht alles Normale ist namenlos, aber wenn etwas namenlos ist, ist es meistens normal.

Der Weg zu dieser Normalisierung ist für das Neue von heute kürzer als für das Neue von früher. Die Bauteile sind so winzig geworden, dass die meisten Erfindungen keinen Rucksack voller Technik erfordern, der den Spott der Umstehenden und Kritik in den Medien hervorrufen könnte. Schwierig bleibt es nur für Neuerungen, die im Gesicht getragen werden wie das gescheiterte »Google Glass« oder derzeit VR-Brillen. Vielleicht ist es einfacher, wenn wir uns zusätzliche Augen

an unauffälligeren Orten wachsen lassen. Zum Beispiel
an den Handgelenken.

21

Trost durch Corona

Im Literaturmagazin 54books erschien Ende März ein Bericht über einen ungeschriebenen Artikel: Die Journalistin Isabella Caldart hatte kurz zuvor den Auftrag bekommen, »einen ausführlichen Artikel über den florierenden unabhängigen Buchhandel in den USA zu schreiben. Was für ein toller Auftrag, was für eine Freude, darüber zu schreiben!« Zwei Wochen nach dem geplanten Flug nach New York sagte sie den Artikel ab: »Die boomende Indie-Szene in den USA ist tot ... Sie ist innerhalb weniger Tage komplett zusammengebrochen.« Die Buchhandlungen mussten wegen Corona schließen, manche entließen alle Mitarbeitenden. »Innerhalb weniger Tage war die Buchbranche, die sich in den vergangenen Jahren ganz neu erfunden hatte, zerstört.« Es ist eine traurige, dramatische Geschichte. Ich glaube nur, dass sie nicht stimmt.

Leider ist sie nicht auf eine erfreuliche Art falsch, so dass die Zukunft in Wirklichkeit weniger ungünstig für die unabhängigen Buchhandlungen aussähe. Meine Version handelt ebenfalls vom Niedergang, sie ist nur journalistisch viel unattraktiver. Das tut mir leid, aber zumindest ist sie schnell erzählt.

Seit 2010 wurde in englischsprachigen Zeitungen, aber auch in Deutschland immer wieder über das Revival der unabhängigen Buchhandlungen in den USA berichtet. Diese Geschichte ist beliebt, weil es in den vergangenen zwanzig Jahren kaum gute Nachrichten für die Buchhandlungen gab. Das Bücherlesen muss mit

Unterhaltungsangeboten im Netz konkurrieren, die vor zwanzig Jahren noch gar nicht existierten oder nur für sehr wenige Menschen eine Rolle spielten. Für den Kauf von E-Books braucht man keine Buchhandlung, und wenn doch, dann jedenfalls keine, die die Form eines Ladens in der Innenstadt hat. Amazon nagt an den Umsätzen dieser Läden. Da ist jeder Anlass für eine David-gegen-Goliath-Geschichte willkommen, in der traditionelle, inhabergeführte Buchhandlungen triumphieren – oder zur Not auch einfach nur Ladenketten, die nicht Amazon sind. Die Berichte über eine »trotz Internet und Amazon« wachsende Anzahl ambitionierter, unabhängiger Buchhandlungen in den USA waren so eine Geschichte.

Alle diese Berichte beriefen sich auf Pressemitteilungen der »American Booksellers Association« (ABA), einem Wirtschaftsverband der unabhängigen Buchhandlungen in den USA. Die Mitgliederzahlen der ABA waren von 1991 bis 2009 kontinuierlich gefallen – von 5200 angeschlossenen Buchhandlungen auf nur noch 1401. Im Jahr 2010 stiegen sie zum ersten Mal seit fast zwanzig Jahren wieder an. Der Trend setzte sich fort, heute hat der Verband etwa 500 Mitglieder mehr als zu Beginn des Anstiegs.

Ich habe bisher keinen Bericht gesehen, der sich auf andere Zahlen als die der ABA berief. Das Problem ist, dass sie die Mitgliedschaft im Verband messen und nicht die tatsächliche Anzahl unabhängiger Buchhandlungen in den USA. 2011 hat der Verband seine Aufnahmehürden gesenkt, seitdem können auch Buchhandlungen Mitglied werden, die ausschließlich gebrauchte Bücher anbieten. Außerdem wurde die

Mitgliedschaft billiger.

Ich vermute, dass die Mitgliedszahlen aus diesen Gründen gestiegen sind und nicht, weil es tatsächlich mehr unabhängige Buchhandlungen gibt als in den Jahren vor 2010. Wenn sich jemand die Mühe macht, tatsächlich Buchhandlungen an einem Ort zu zählen, sehen die Ergebnisse jedenfalls anders aus: Vor fünf Jahren erschien im »Gothamist«, einer New Yorker Nachrichtenplattform, eine Zählung der Buchhandlungen in Manhattan, nach der 1950 noch 386 Läden existierten, 2015 aber nur noch 80.

In Deutschland gibt es mit dem »Adressbuch des deutschen Buchhandels« eine Datenbank, in der fast alle Buchhandlungen registriert sind. Vermutlich bekommen wir deshalb immer nur die Erfolgsgeschichte aus den USA zu lesen. Die deutschen Zahlen geben einen Aufschwung einfach nicht her. Wenn doch darüber berichtet wird, dann nicht anhand von Statistik, sondern an Einzelbeispielen besonders sympathischer Neugründungen.

Es bringt aber nichts, nur schöne Neugründungen zu betrachten, wenn gleichzeitig andere Läden schließen müssen. Oft ist auch die schöne Neugründung nicht von Dauer. Das ist kein spezielles Problem des Buchhandels. Allgemein überstehen dreißig Prozent aller neu gegründeten Unternehmen die ersten drei Geschäftsjahre nicht.

Mit dem stationären Buchhandel geht es seit Jahrzehnten aus vielen Gründen bergab. Es ist eine traurige, langsame Geschichte ohne besondere Höhen und Tiefen. Aber jede Branche hat und braucht ihre Mythen. Die Geschichte vom Coronavirus, das genau im

falschen Moment dazwischen gekommen ist, ist zwar unerfreulich, aber immer noch schöner und tröstlicher als »Die Zeiten haben sich geändert und unsere Kundschaft brauchte uns nicht mehr so dringend wie früher.«

22

Sofa für immer

Mitte Mai erwähnte eine Freundin aus Bonn, dass sie ihren Urlaub mit einem Filmfestival auf ihrem Sofa zu verbringen plante. Ich hielt das für einen Witz, aber etwas später am selben Tag merkte ich, dass der Plan ernst gemeint war: Das Internationale Dokumentarfilmfestival München »DOK.fest« fand 2020 coronabedingt zum ersten Mal im Netz statt und nicht nur in München. Die Filme waren nur für die Dauer des Filmfestivals verfügbar, vom 6. bis zum 24. Mai, und man musste Tickets für 4 Euro 50 lösen, um sie zu sehen.

Das Konzept überzeugte mich sofort, weil ich viel zu oft Filme empfohlen bekomme, die nur einmal im Jahr bei einem Filmfestival in Novosibirsk gezeigt werden. Soweit ich den Sachverhalt verstehe, liegt das nicht daran, dass die Zuständigen den Film unbedingt geheim halten wollen, sondern an Fördergeldern, zu deren Bedingungen es gehört, dass der Film kostenpflichtig im Kino laufen muss und nicht einfach im Netz gezeigt werden darf.

Deshalb meldete ich mich umgehend beim DOK.fest an. Anmeldung, Ticketkauf und anschließendes Filmstreaming verliefen nicht ganz reibungslos, aber das Festival war schließlich erst im März in letzter Minute umgeplant worden. Das Organisationsteam hat meinen vollen Respekt dafür, dass es in dieser kurzen Zeit überhaupt irgendeine Lösung auf die Beine gestellt hat, auch wenn manche von den Beinen etwas

wackelten.

Insgesamt habe ich im Laufe des Festivals vier Filme gesehen: einen davon zusammen mit mehreren Freunden via Zoom, zwei weitere gemeinsam mit der Freundin in Bonn, wobei die Gemeinsamkeit aus einem parallelen Chat im Messenger Telegram bestand, und schließlich einen mit meiner Mutter, die neben mir saß. Für ein Festival ist das nicht viel, aber es sind vier Filme mehr, als ich bei jedem anderen DOK.fest seit 1985 gesehen habe.

Ich wünschte dem Konzept möglichst großen Erfolg, damit Filmfestivals hoffentlich auch in Zukunft auf Sofas in Bonn und sonstwo stattfinden können. Am vergangenen Sonntag ist das DOK.fest zu Ende gegangen und es sieht so aus, als habe sich der erste Teil meines Wunschs erfüllt: Die Dokumentarfilme wurden im Laufe der zweieinhalb Wochen 75000 Mal gestreamt. Da es Dauerkarten zu kaufen gab, bedeutet das vermutlich etwas weniger gelöste Tickets, aber dafür war das Publikum sicher noch größer – zusätzliche Sofagäste blieben ja ungezählt. Im Vorjahr hatte das Festival nur 52000 Gäste. Ob die Rekordzahl auch Rekordeinnahmen bedeutet, weiß ich nicht. Wahrscheinlich brachten die technischen Lösungen dieses Jahr hohe Kosten mit sich, schon weil alles so schnell gehen musste.

Nun sind Kinogäste wie ich nicht die einzige Gruppe, die sich für Filmfestivals interessieren. Die Veranstaltungen dienen auch als Geschäftsmesse für alle, die Filme anbieten, fördern oder ins Programm nehmen möchten, und dieser Teil des Geschehens ist in Gefahr, wenn die Zuständigen gar nicht erst anreisen. Das Online-Filmmagazin IndieWire listete Mitte Mai eini-

ge internationale Filmfestivals auf, die in den vergangenen Wochen ins Netz umgezogen sind. Darunter ist Hot Docs, das größte nordamerikanische Dokumentarfilmfestival. Man kann es ab dem 28. Mai vom eigenen Sofa aus verfolgen, allerdings nur, wenn dieses Sofa in Ontario steht. Das ist eine von mehreren Einschränkungen, mit denen die Festivalteams versuchen, einen Kompromiss zwischen den unterschiedlichen Interessen aller Beteiligten zu finden. Zusätzlich können sie den Ticketverkauf auf eine bestimmte Anzahl pro Film begrenzen, und die Filme nur innerhalb eines kurzen Zeitfensters freischalten.

Noch im März, berichtet IndieWire, sei die Branche nicht begeistert vom Festival-Streaming gewesen. Man habe befürchtet, die Premiere bei Onlinefestivals schade den Aussichten auf spätere Verwertung der Filme in Kino und Fernsehen. Aber seither habe ein schnelles Umdenken eingesetzt und die Programmzuständigen der Fernsehsender und Streamingportale wollten jetzt auch Filmfestivals im Netz für ihr Scouting nutzen.

Normalerweise finden während des »Hot Docs«-Festivals 800 geschäftliche Besprechungen statt. In diesem Jahr blieb ihre Zahl unverändert, allerdings wanderten sie in Zoom oder andere Videokonferenztools ab und verteilen sich auf mehrere Wochen anstatt auf nur drei Tage. Verwertungsunternehmen, die bisher nur eine Person zum Festival entsendeten, waren in den Besprechungen jetzt mit größeren Teams vertreten.

Für mich als Zuschauerin ist es eine bessere Welt. Für die Festivalleitungen, die Filmschaffenden und die Verwertungsunternehmen scheint es zumindest keine

schlechtere zu sein. Die Einzigen, die von der aktuellen Situation überhaupt nicht profitieren, sind die Kinos. In einer idealen Zukunft finden Filmfestivals vor Ort und parallel im Netz statt – falls es dann noch Kinos gibt.

23

Schnirgel-Hype

Vor elf Jahren schrieb ich einen Text mit dem Titel »Standardsituationen der Technologiekritik«. Es ging darin um die wiederkehrenden Reflexe, mit denen wir Neues abzuwehren versuchen, obwohl dieses Neue (die Eisenbahn, das Telefon, das Internet) eindeutig nützlich ist und nicht mehr verschwinden wird. Eindeutig jedenfalls aus meiner Perspektive, denn die meisten beschriebenen Neuerungen gab es zum Entstehungszeitpunkt des Textes schon lange. Es ist leicht, schlaue Dinge über die Zukunft zu sagen, wenn es sich bei dieser Zukunft um die Vergangenheit handelt.

Gegen Ende des Textes musste ich mich von dieser bequemen Rückschau lösen, um etwas über die Neuerungen zu sagen, die 2009 gerade die frühen und mittleren Phasen der Kritik durchliefen. Meine Beispiele waren Twitter, das iPhone, E-Books, Netbooks und Facebook. Twitter und Facebook wurden damals aus anderen Gründen kritisiert als heute: Twitter sei zu langweilig, »von ergreifender Schlichtheit« und irrelevant für Wahlkämpfe und journalistisches Arbeiten. Netbooks, also besonders kleine und eher leistungsschwache Laptops, sind inzwischen als Begriff, wenn auch nicht als Gegenstand, verschwunden. Sie wurden zum Teil durch Tablets abgelöst, zum Teil heißen sie einfach nicht mehr Netbook, sondern Chromebook oder Laptop. iPhones und E-Books waren robuste Beispiele, die beim heutigen Wiederlesen des Textes nicht weiter auffallen.

2013 überarbeitete ich den Text, um die vielen Denk- und Recherchefehler der ersten Version zu beheben. Bei dieser Gelegenheit aktualisierte ich meine Beispiele: »Im Moment sind es vor allem die Selbstvermessungsbewegung und die Google-Glass-Brille, die die allerersten Stadien der Kritik durchlaufen.« Was damals Selbstvermessungsbewegung hieß, ist heute so allgegenwärtig, dass es gar keinen Namen mehr dafür gibt (siehe Kolumne #20, »Namenlos normal«). Von der Google-Glass-Brille allerdings habe ich nichts mehr gehört oder gelesen, geschweige denn jemanden damit gesehen.

Meine Arbeitshypothese vor elf Jahren lautete: Spott über eine Innovation ist bereits ein Beleg für ihren Nutzen und ihre Zukunftsträchtigkeit. An der Empörung und am Spott erkennt man, dass etwas Neues sich weit ausgebreitet hat und die Zahnpasta wahrscheinlich nicht mehr in die Tube zurückzustopfen sein wird. Eine einzige Person mit einem neumodischen … nennen wir ihn *Schnirgelfred* ist noch kein Grund für Glossen und Karikaturen in der Zeitung, für Vermutungen, Schnirgeln gefährde die Gesundheit der Kinder oder für das gemeinsame, verbindende Schimpfen auf die Schnirgel-Mode mit Nachbarn und Verwandten. Und was sich so weit ausgebreitet hat, das wird nicht einfach wieder verschwinden.

Die gleiche These vertrat der US-Sprachwissenschaftler Dennis Baron in einem Blogbeitrag aus dem Sommer 2019 in Bezug auf den Sprachwandel. Sein Vorschlag für »Barons Zweites Gesetz des Sprachgebrauchs« lautete: »Klagen über irgendeinen Aspekt der englischen Sprache sind ein Anzeichen dafür, dass

das Kritisierte sich bereits gründlich festgesetzt hat und alle Klagen es nicht mehr aus der Welt schaffen werden.«

Die Frage ist, ob das stimmt. An Spott über Google Glass fehlte es 2013 nicht, aber die große Zukunft ist bisher ausgeblieben. Auch beim Sprachgebrauch ist auf die Regel nicht unbedingt Verlass. Kurt Tucholsky kritisierte 1928 in der *Weltbühne* den »neudeutschen Stil«: »Der gesamte neudeutsche Stil wimmelt von ›Problemen‹. Das ist ein Modewort genau wie: Einstellung, Symptom, gekonnt, Absenkung, Überbau ...« Hier bewahrheitet sich Barons Zweites Gesetz. Andererseits kann man nicht behaupten, dass das *Gammeln*, *Hotten* und *Stenzen* der 1950er Jahre dauerhaft Eingang in die deutsche Sprache gefunden hätte. Dabei hat es an Kritik daran sicher nicht gemangelt.

Unklar ist außerdem, wie lange man abwarten soll, um festzustellen, ob eine kritisierte Neuerung sich jetzt eigentlich durchgesetzt hat oder nicht. Das Fahrrad war noch 50 Jahre nach der ersten Fahrt des Freiherrn von Drais ein Flop. Manche Erfindungen machen eine Wellenbewegung durch: Elektrisch betriebene Autos waren um 1900 ein Erfolg, 38 Prozent aller Autos in den USA fuhren damals elektrisch und nur 22 Prozent mit Benzin (die übrigen mit Dampf). Inzwischen ist das Elektroauto zum zweiten Mal die Zukunft. Spott über die neue Erfindung war also zeitweise richtig, dann falsch, dann richtig und dann wieder falsch.

Man kann aus dieser Geschichte wenig lernen. Die Faustregel »Neues setzt sich manchmal durch und manchmal nicht« ist von begrenztem Nutzen. Es hilft aber, die eigenen mittelmäßigen Prognosen wenig-

stens festzuhalten. Wenn Sie selbst keine Kolumne haben, in der Sie Ihre Ansichten über die Zukunft niederschreiben können, ist vielleicht jemand bereit, mit Ihnen Wetten abzuschließen. Oder Sie investieren in Schnirgelfred-Aktien. Verlorene Wetten und verlorenes Geld bleiben im Gedächtnis genauso gut haften wie Texte voller Irrtümer, und sie sind weniger öffentlich.

24

In der Badewanne

Ein Video im Netz zeigt eine Katze, die mit den Hinterbeinen auf dem Rand einer leeren Badewanne steht und mit den Vorderpfoten den Badewannenboden erforscht. Man sieht, dass sie ihre Pläne ändert, weil sie jetzt genug von Badewannen hat, aber zu spät: Beim Rückzugsversuch rutscht die ganze Katze in die Wanne und springt ein paar Sekunden lang in alle Richtungen gleichzeitig vor Entsetzen. »Refactoring Code« ist der Vorgang beschriftet.

Refactoring ist ein Begriff aus der Softwareentwicklung und funktioniert ähnlich wie die Pflege eines Hauses: Man reißt nicht alles ab und baut neu, nur weil man gern Brandmelder oder mehr Lichtschalter hätte. Im laufenden Betrieb bohrt man ein paar Löcher und verlegt Kabel, und wenn alles gut geht, ist das Haus oder die Software hinterher besser als vorher. Gäste sehen den Unterschied nicht, aber man selbst weiß Bescheid.

Nicht immer geht alles gut. Wenn man die Aufgabe unterschätzt – also meistens – passiert dasselbe wie mit der Katze. »Diese Stelle im Code ist ja nicht so elegant«, denkt man, »ich mach das mal eben schöner«, und als Nächstes rutscht man mit den Hinterbeinen vom Wannenrand. Es stellt sich heraus, dass die kleine harmlose Stelle im Code mit allen anderen Stellen zusammenhängt. Bei der Arbeit findet man sieben neue Probleme, und diesmal sind es keine bloßen Schönheitsfehler. Wenn man den anfänglichen Gleichgewichtszu-

stand einmal verlassen hat, muss man mit allen vier Pfoten hart arbeiten, um einen neuen erträglichen Zustand herzustellen.

Trotz dieser Risiken raten alle dazu, das Refactoring nicht zu vernachlässigen. Die Probleme stauen sich sonst im Laufe der Zeit an. Der Moment, in dem man sie endgültig nicht mehr verdrängen kann, weil die jahrzehntealte Software auf einen neuen Mehrwertsteuersatz umgestellt werden muss, ist ein sehr ungünstiger, um sich unter Zeitdruck zum ersten Mal damit zu befassen.

Das alles ist bekannt, jedenfalls unter Menschen, die Software entwickeln. Weniger bekannt ist der Umstand, dass auch Meinungen gelegentlich ein Refactoring benötigen. Wenn man die Meinungswartung vernachlässigt, ergeht es einem wie mir: Ich wollte mich nur mal kurz solidarisch fühlen mit allen, die in den USA gegen Polizeiwillkür und Rassismus protestieren. Kaum hatte ich mit den Vorderpfoten meine vorhandenen Meinungen zu diesem Thema abgeklopft, da rutschten meine Hinterbeine vom Badewannenrand. Ein schneller Rückzug war nicht mehr möglich.

Bis dahin hatte ich mich in einer sehr bequemen Position befunden. Andere können sich nicht aussuchen, ob sie über Rassismus nachdenken wollen oder nicht. Sie werden im Kindergarten, in der Schule, in öffentlichen Verkehrsmitteln, bei der Wohnungssuche und am Arbeitsplatz damit konfrontiert, weil sie nicht weiß genug aussehen, nicht deutsch genug heißen. Ich habe von Rassismus aus den Nachrichten erfahren oder vielleicht mal bei einem Dorffest mit Leuten am Tisch

gesessen, die anlasslos forderten, man müsse ja wohl noch das N-Wort sagen dürfen. Die Nachrichten handelten von Amerika oder anderen Orten, an denen ich nicht wohne, und auf Dorffesten bin ich auch nur selten. Dass zuletzt jemand aus meiner Verwandtschaft an einen neuen Wohnort geflüchtet ist und dort für das Nicht-von-hier-Sein beschimpft wurde, liegt ein Dreivierteljahrhundert zurück und alle daran Beteiligten hatten die gleiche Hautfarbe, die gleiche Religion und wahrscheinlich sogar die gleichen politischen Überzeugungen.

Bisher genügte es, dass ich mich einfach nicht dafür interessierte und die paar Nachrichten, die zu mir durchdrangen, für bedauerliche Einzelfälle hielt und schnell wieder vergaß. Aber Twitter als Nachrichtenmedium funktioniert anders. Hier müsste ich aktiv Leute entfolgen, die zwischen den lustigen Eichhörnchenbildern von Rassismuserfahrungen berichten. Dieselbe Trägheit, die bisher dazu geführt hat, dass ich das Thema ignorieren konnte, wirkt hier in die Gegenrichtung, so dass ich es nicht mehr übersehen kann. Die Nachrichten sind ständig da. Es ist überdeutlich, dass sie nicht von Einzelfällen und nicht nur von den USA handeln. Sie handeln von Deutschland und von meinem eigenen Alltagsrassismus. Und jetzt ist es sehr ungemütlich in meiner Badewanne.

Beim Entwickeln und Warten von Software wie beim Inhaben von Meinungen sind ständige kleine Renovierungen nötig. Vernachlässigt man sie, dann muss man sich eines Tages mit allen Problemen gleichzeitig auseinandersetzen, auch nach Feierabend, auch wenn man müde ist und keine Lust mehr hat und am

liebsten nichts mehr von der ganzen Sache wissen würde. Es ist erst vorbei, wenn der Code wieder läuft, die Meinung renoviert, das Unwissen behoben, das Verhalten an die Realität angepasst ist. Dann sitzt man auf dem Badewannenrand, leckt sich das Fell und nimmt sich vor, in Zukunft ans Refactoring zu denken.

25

Doomscrolling

Am 1. Juni 2020 kam ich zufällig zu meiner Mutter ins Zimmer, als sie die Tagesschau guckte, und dachte: »Schöne Idee eigentlich: Einmal am Tag 15 Minuten die Nachrichten sehen und dann nicht mehr.« Es war das erste Mal, dass dieser Gedanke in meinem Kopf auftauchte. Normalerweise habe ich ein dickes Fell, aber im Moment finde sogar ich die Nachrichten schwer auszuhalten. Fünfzehn Minuten erschienen mir wie eine erholsame, erträgliche Nachrichtendosis.

Der Gedanke war nicht von Dauer, ich ging und betrachtete weiter im Netz Berichte über Rassismus, mordende Polizisten, brennende Gebäude und schlechte Strategien im Umgang mit dem Coronavirus. Vor allem nachts, wenn ich nicht schlafen kann, verbringe ich damit viel Zeit. Für diese Beschäftigung gibt es seit 2018 den Begriff »Doomscrolling«[1]

Die Berichterstattung über das Doomscrolling beschränkt sich bisher meistens auf Reflexe wie »soziale Netzwerke sind schuld, früher gab's so was nicht« und Mahnungen, man solle sich einfach zusammenreißen und den Blödsinn sein lassen. Michael Moorstedt

[1] Mehr zur Geschichte des Begriffs: Andre Costopoulos, On the Origin of Doom Scrolling, archeothoughts.wordpress.com/2020/07/06/on-the-origin-of-doom-scrolling/. Im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie scheint ein Tweet von Ellen Muehlberger aus dem März 2020 eine wichtige Rolle gespielt zu haben: twitter.com/emuehlbe/status/1334983251937669121.

verwies diese Woche in der Netzkolumne der *Süddeutschen Zeitung* auf den Anti-Doomscrolling-Tipp der Zeitschrift *Popular Science,* die Menschen sollten »einfach mal ihre Smartphones ausschalten und ›eine gottverdammte Zeitung lesen‹«. Das erinnert an den 1695 veröffentlichten Ratschlag des Barockschriftstellers Caspar Stieler über den Umgang mit einem damals noch ziemlich neuen Nachrichtenmedium, »anstatt solcher Zeitungslesung ... lieber ein Kapitel aus der Bibel zu lesen«. Es kommt unerwartet, weil sozialen Netzwerken bisher häufig vorgeworfen wurde, man bekomme darin ein geschöntes Bild der Welt vorgeführt. Und es ist lustig, weil Zeitungen keineswegs beschauliche Zufluchtsorte voller Berichte über gerettete Eichhörnchen und die erfolgreiche Abwendung des Klimawandels sind.

Marcel Proust beschrieb 1907 im *Le Figaro,* was man beim Lesen einer gottverdammten Zeitung zu sehen bekommt, nämlich »alles Unglück und alle Kataklysmen dieser Welt im Verlauf der letzten 24 Stunden, die Schlachten, die 50000 Männer das Leben kosteten, die Verbrechen, Arbeitsniederlegungen, Bankrotte, Feuersbrünste, Vergiftungen, Selbstmorde, Ehescheidungen ...« Im Unterschied zur aktuellen Auseinandersetzung mit dem Doomscrolling beschreibt Proust das Zeitunglesen jedoch als »wolllüstigen Akt«, in dem sich diese Vorgänge »uns, die wir nicht darin involviert sind, zur morgendlichen Speise verwandeln, sich auf höchst erregende und stärkende Weise mit dem anempfohlenen Einnehmen einiger Schlucke Milchkaffees verbinden«. Das wirft die Frage auf, was sich seitdem geändert hat. Warum ist der Konsum schlech-

ter Nachrichten kein Frühstücksvergnügen mehr?

Die naheliegendste Antwort lautet, dass die 24-Stunden-Versorgung mit immer neuen Nachrichten schuld ist. Das kommt mir unwahrscheinlich vor, denn schon vor hundert Jahren hätte man rund um die Uhr verschiedene Zeitungen lesen können. 24-Stunden-Nachrichtensendungen im Fernsehen gibt es auch schon seit vierzig Jahren.

Eine zweite Möglichkeit: Es hat sich gar nichts geändert. Auch die unablässigen schlechten Nachrichten von früher waren nur ein Vergnügen für die, die nicht von ihnen betroffen waren. Irgendwer hat immer darunter gelitten, nur waren das nicht Marcel Proust und ich. In sozialen Netzwerken erfahre ich von Missständen, über die andere Medien bisher selten berichtet haben. Mangels Gewöhnung wirken die neuen Missstände schlimmer und aufwühlender als die alten. Das heißt nicht, dass die neuen Missstände in Wirklichkeit so egal wie die alten sind und die abgestumpfte Reaktion die richtige ist, die es nur einzuüben gilt. Eigentlich ist es umgekehrt.

Die dritte Möglichkeit scheint mir am plausibelsten: Der Kummer über schlechte Nachrichten ist in dieser Form tatsächlich neu, aber schuld ist nicht die Möglichkeit des endlosen Scrollens, die Allgegenwart des Smartphones oder mangelnde Selbstkontrolle. Das Hauptproblem entsteht dadurch, dass ich jetzt nicht mehr von *Fremden* umgeben bin, die sich für oder gegen etwas engagieren. Es sind meine eigenen *Freunde*, die aus erster Hand von Missständen berichten. Die geschilderten Probleme zu ignorieren hieße, diese Freunde persönlich zu enttäuschen und ist damit eine

unattraktivere Option als früher.

Eigentlich sollten an dieser Stelle konkrete Vorschläge zum Umgang mit Nachrichtenunglück folgen. Aus Kolumnenplatzmangel komme ich dazu erst nächste Woche. Wer es nicht anders aushält, guckt bis dahin eben nur die Tagesschau. Aber nur provisorisch, denn eine Lösung ist das nicht.

26

Doomscrolling II

Vergangene Woche handelte diese Kolumne vom Begriff des »Doomscrolling«, also dem Umstand, dass Timelines in sozialen Netzwerken zeitweise so voll mit schlechten Nachrichten sind, dass man gar nicht mehr weiß, wo man hingucken soll. Vorschläge zum Umgang mit Nachrichtenunglück bin ich aus Platzgründen schuldig geblieben. Allerdings gelingt es mir selbst nur gelegentlich, einen Umgang mit der Nachrichtenlage zu finden, der nicht entweder aus Verdrängung oder Verzweiflung besteht. Es handelt sich also beim Folgenden nicht um bewährte Strategien, sondern nur um ein Protokoll meines eigenen Herumprobierens.

In den ersten Jahren der sozialen Netzwerke hätte ich lediglich einen einzigen Ratschlag gehabt und ihn ausreichend gefunden: Man entfolge großzügig Leute, deren Beiträge einen unglücklich machen. Aber es waren einfachere Zeiten damals. Vielleicht waren sie nur für mich einfacher, weil meine Welt im Netz überwiegend Menschen enthielt, die entweder kaum Probleme hatten oder sich über diese Probleme nicht öffentlich äußerten. Vielleicht war aber auch die übliche Nutzung sozialer Netzwerke eine andere. Heute ist das Entfolgen jedenfalls keine Option mehr. Theoretisch könnte man alle vor die Tür setzen, die über Missstände berichten oder täglich Inhalte von anderen teilen, die das tun. Praktisch werden die drei friedlichen Eichhörnchenfotografinnen, die nach so einer Aktion übrig bleiben, schon nächste Woche das politische Thema ent-

decken, über das auch sie nicht länger schweigen können.

Das Stummschalten von Nachrichten, die bestimmte Stichwörter enthalten, ist eine sinnvolle Option, wenn es sich um Themen handelt, an denen man nichts ändern kann. Wenn man den ganzen Tag Schlimmes und Trauriges liest, aber auf den jeweiligen Sachverhalt keinen Einfluss hat, verliert man die Energie, an den schlimmen, traurigen Sachen zu arbeiten, an denen man etwas machen könnte. Es ist nicht leicht, dabei die Grenze zwischen Schonung der eigenen Kräfte und Verdrängung aller unangenehmem Nachrichten richtig zu ziehen. Aber es hilft, wenn man sich diese Abwägung immer wieder bewusst macht.

Suchen Sie sich zwei Weltuntergänge aus und ignorieren Sie den Rest. Andere Freunde werden währenddessen Engagement für oder gegen ganz andere Themen fordern (oder zu fordern scheinen). Setzen Sie Likes unter deren Beiträge und belassen Sie es dabei. Das wird gelegentlich als wirkungsloser »clicktivism« geschmäht, aber ein Like ist mehr als nichts und ermutigt die Aktiven. Machen Sie sich immer wieder bewusst, dass viele andere auch überwältigt und überfordert sind. Es ist in Ordnung, einen Zufluchtsort im Netz zu haben, an dem die Probleme noch nicht angekommen sind.

Wenn man selbst über einen Missstand schreibt, ist es hilfreich, wenigstens gelegentlich Vorschläge für konkrete Aktivitäten mitzuliefern. Selbst wenn davon niemand Gebrauch macht, denken die Lesenden dann nicht »Alles ist aussichtslos«, sondern »Ich könnte etwas tun, vielleicht mach ich es sogar, gleich nachher

oder morgen«. Sie müssen nicht die gesamte Aufmerksamkeit für ein bestimmtes Thema allein herstellen und alle fünf Minuten darüber posten. Andere helfen ja auch mit.

Auf die Frage, ob man Tierfotos, Wortspiele und mittelwichtige Nachrichten teilen darf, während es überall brennt, weiß ich leider auch keine Antwort. »Read the room« lautet ein in letzter Zeit häufig zu lesender Ratschlag, was sinngemäß bedeutet, dass man sein Publikum betrachten und keine Witze reißen soll, wenn man feststellt, dass man sich auf einer Beerdigung befindet. Allerdings kann man ja nur die eigene Timeline wirklich kennen. Die Timelines der anderen sind unsichtbar, man benimmt sich also womöglich wie ein Elefant, ohne von der Existenz des umgebenden Porzellanladens zu wissen. Wenn man den Porzellanladen schon klar erkennt, sollte man sich jedenfalls vorsichtig bewegen – im Zweifelsfall auch mal gar nicht.

Falls Sie schon beim Lesen der Kolumne von vergangener Woche dachten »Ich weiß gar nicht, was sie meint, in meinem Internet ist die Welt noch in Ordnung«, haben Sie sich Ihre sozialen Netzwerke vielleicht etwas zu bequem eingerichtet. Betrachten Sie die Demografie Ihres privaten Universums wie eine Denksportaufgabe: Was haben die dort versammelten Personen gemeinsam? Folgen Sie dann ein paar Leuten, die anders aussehen, in anderen Zeitzonen leben, anders heißen, andere Berufe oder andere Chromosomen haben. Es müssen gar nicht viele sein. Das Ziel ist nicht Herausforderung rund um die Uhr. Eine menschenfreundliche Timeline zeichnet sich dadurch aus, dass sie selbst dann, wenn buchstäblich gerade

die Welt untergeht (weil zum Beispiel ein riesiger Meteorit heranrast), noch ein paar Bilder enthält, auf denen Eichhörnchen lustige Dinge tun.

27

Schweigen als Kritik

Gelesene Bücher verzeichne ich in einer Art virtuellem Bücherregal auf der Plattform Goodreads. Das hilft mir, den Überblick zu behalten und nicht alles Gelesene gleich wieder zu vergessen. Ich vergebe Sterne auf einer Skala von null bis fünf und schreibe meistens noch ein, zwei Sätze zum Inhalt. Gelegentlich lese ich ein Buch, dessen Autorin oder Autor ich persönlich kenne. In solchen Fällen vergebe ich keine Sterne und äußere mich auch nicht zum Buch. Bei einer persönlichen Begegnung würde ich ja auch nicht unaufgefordert sagen: »Ich fand dein Buch langweilig«, sondern das Thema vermeiden und lieber über etwas Interessanteres reden, zum Beispiel Sand oder 5000-Teile-Puzzles. Auch wenn ich eine Tagung schlecht, aber die Beteiligten sympathisch finde, führt das meistens dazu, dass ich über diese Veranstaltung in der Netzöffentlichkeit schweige.

Mein Schweigen ist also eigentlich ein Signal. Theoretisch könnte man daran ablesen, dass ich ein Buch nicht mochte oder eine Veranstaltung missglückt fand. Praktisch fällt vermutlich niemandem auf, dass ich mich nicht äußere. Nichtvorhandenes ist schwerer zu erkennen als Vorhandenes – wenn es sich nicht gerade um eine extrem auffällige Lücke handelt, weil zum Beispiel Einbrecher den Tisch gestohlen haben und man die Teetasse ins Leere stellt. Dass es sich um ein so schlecht sichtbares Signal handelt, ist aber natürlich Sinn der Sache, denn sonst könnte ich ja einfach

sagen, was ich über das Buch oder die Tagung denke.

Bei der Kommunikation im Netz gibt es viel mehr mögliche Schweigegründe als bei einem Gespräch in körperlicher Anwesenheit. Vielleicht habe ich den Anlass gar nicht mitbekommen, weil ich zu vielen Leuten folge. Vielleicht nötigen mich die unterschiedlichen Kommunikationsvorlieben in meinem Bekanntenkreis dazu, 15 verschiedene Messenger zu haben, und gerade in diesen einen sehe ich nur alle paar Monate rein. Vielleicht musste ich alle Benachrichtigungen abschalten, um im Leben noch für irgendwas anderes Zeit zu haben als für das Reagieren auf Benachrichtigungen. Vielleicht war mein Akku leer oder ich habe mich in einem Funkloch aufgehalten. (Wobei »außerhalb eines Empfangslochs« die Lage in Deutschland eigentlich besser beschreibt.)

Dabei gilt es jede falsche Bewegung zu vermeiden, die aus dem vieldeutigen Schweigen eine eindeutige Reaktion machen würde. Alina Smithee beschreibt im Techniktagebuch-Blog die heimliche Twitterliste, die sie verwendet, »wenn ich mich mit jemandem mal gut verstanden habe und jetzt aber nicht mehr. Dann will ich sehen, was er oder sie so schreibt, aber ich will nicht ›folgen‹ und ich will auch bittesehr nicht, dass jemand weiß, dass ich mitlese. (...) Deshalb scrolle ich immer ganz leise. Ich öffne die Liste eigentlich nur am Handy, weil sie nicht wichtig genug ist, um am Computer betrachtet zu werden. Am Handy besteht aber die Gefahr, versehentlich etwas zu liken, während man mit dem Daumen scrollt. Ich scrolle jetzt immer ganz am Rand. Ganz außen. Da, wo kein Like-Button ist.«

Es gibt Bereiche, in denen das Schweigen so oft als Signal dient, dass sich seine Doppeldeutigkeit auflöst. Im Beziehungsbereich hat der Vorgang sogar einen eigenen Namen, *Ghosting*. Man möchte der anderen Person nicht sagen: »Das wird nichts mit uns« und täuscht stattdessen vor, dass der Hund das Handy gefressen hat. Weil das Nichts-draus-Werden im Leben viel häufiger vorkommt als handyverzehrende Hunde, weiß die andere Seite leider genau, dass es sich nicht um ein Zufallsschweigen, sondern um ein Signal handelt.

Die Vieldeutigkeit des Nichtssagens hat Nachteile. Ich möchte damit meine Kritik als Unwissenheit tarnen, aber nichts hindert die Mitmenschen daran, echte Unwissenheit als Kritik zu interpretieren. Ein Freund dachte lange, ich fände seinen Blog blöd, weil ich mich nie dazu äußerte. Dabei ahnte ich nur nichts von der Existenz des Blogs. Insgesamt fühlen sich also durch mein Schweigen womöglich genauso viele Menschen kritisiert, als wenn ich mit meiner Meinung niemals hinter dem Berg gehalten hätte.

Die Schweigestrategie eignet sich nur für Missstände, an denen man nichts ändern möchte. Ich will der Buchautorin gar nicht sagen, dass sie gefälligst andere Bücher schreiben soll. Ihre Bücher passen nur nicht zu meinen Interessen. Veranstaltern einer Tagung hilft es nicht, wenn ich meiner Wut über unverständliche Vorträge und menschenunfreundliche Veranstaltungsformate Ausdruck verleihe. Für eine Verbesserung dieser Tagung ist es zu spät.

In Situationen, in denen man etwas verändern möchte (und sich die mit Kritik einhergehenden Risiken leisten kann), ist Schweigen, Nichtwählen,

Ghosting, das Nichtabgeben von Kundenbewertungen, das Nicht-Kommentieren und Nicht-Liken von Beiträgen kein geeignetes Signal. Dazu ist es einfach zu missverständlich.

28

Reale Regale

Ich habe im Laufe der vergangenen 15 Jahre oft über die sich verändernde Funktion von Bücherregalen geschrieben. Anfangs beschäftigte mich das Thema, weil Bücherregale und ihr Inhalt für mich bis dahin der wichtigste Inhalt meiner Wohnung waren. Das änderte sich irgendwann zwischen 2000 und 2005. Die Veränderung überraschte mich wie einen Pfarrer, der feststellen muss, dass ihm der Glaube abhanden gekommen ist. Wenn das mir passieren konnte, kann es allen passieren, dachte ich, und begann über das nahe Ende des Buchbesitzes zu schreiben. Die Buchlektüre würde durch Lesen im Netz abgelöst werden, das schien mir offensichtlich. Schließlich wurden die Tage ja nicht länger, nur weil es mehr zu lesen gab.

Seitdem musste ich immer wieder auf das Thema zurückkommen, weil sich immer wieder herausstellte, dass ich mit dem zuletzt veröffentlichten Text unrecht hatte. Vielleicht behaupte ich meine Theorien fahrlässiger dahin als andere Leute. Beim Schreiben von Kolumnen und Essays betreibt man schließlich keine Wissenschaft, sondern wringt aus einer anekdotischen Datenbasis Thesen heraus, so gut es geht. Aber immerhin sind meine fehlerhaften Ideen von früher schriftlich dokumentiert. Ich kann sie hervorholen und im Lichte neuer Erkenntnisse ergänzen. Hätte ich gar nichts aufgeschrieben, wäre ich heute überzeugt, von Anfang an Bescheid gewusst zu haben.

Ab 2010 begann ich, wieder mehr Bücher zu kau-

fen und zu lesen, jetzt in Form von E-Books. Ich glaubte noch oder wieder an Bücherregale, stellte sie mir aber als öffentlich sichtbare Listen vor, wie sie zum Beispiel auf den Plattformen Goodreads und Lovelybooks existieren. Ein Teil meiner Begründung für das Abwandern der Vorzeigefunktion ins Netz lautete: Sobald Menschen sich vermehrt im Netz kennenlernen, wird es unwahrscheinlicher, dass sie jemals die Wohnungen mit den Bücherregalen der anderen betreten. Das Regal hilft dann weder beim Repräsentieren (»Das habe ich alles gelesen«) noch bei der Kontaktaufnahme (»Wenn du dieselben Bücher magst, können wir Freunde werden«). Allerdings weigerte sich der Rest der Welt, meinen Prognosen zu folgen. E-Books blieben ein Minderheiteninteresse, ebenso wie die Bücherregalplattformen im Netz.

2018 dokumentierte der IKEA-Katalog einen Wandel, den ich zehn Jahre früher erwartet hatte: Bücherregale sind Ziergegenstände geworden, die wenigen noch vorhandenen Bücher sorgsam auf die Farben des Teppichs abgestimmt. Noch schien also denkbar, dass ich im Prinzip richtig lag und sich die Umstellungen im Umgang mit Büchern einfach nur viel langsamer vollziehen, als ich mir das um 2005 vorstellen konnte.

Was ich in meiner Textfixiertheit nicht bedacht hatte: Gar nicht so wenige andere Menschen halten sich im Netz an Orten auf, an denen es um Bilder geht. Bücher und Bücherregale lassen sich gut fotografieren – im Unterschied zu nackten Texten. Wer sich auch nur ein bisschen für Bilder interessiert, weiß das seit ungefähr 2010, denn so lange gibt es unter den Stichworten BookTube und Bookstagram die Auseinander-

setzung mit Büchern bei YouTube und Instagram. Bei mir dauerte es ein bisschen länger, bis zu einem Gespräch im Sommer 2020 mit einer Grundschulfreundin, in deren Haushalt meines Wissens bisher niemand großes Interesse an Büchern gezeigt hatte. Ihre Tochter, berichtete die Freundin mit einer Mischung aus Stolz und Irritation, wolle jetzt andauernd Bücher kaufen, am liebsten mehrere im Monat. Das sei natürlich zu teuer, Ausleihen aber keine Option, weil das Buch für Instagram neu aussehen muss. Wiederverkauf komme auch nicht in Frage, weil das Bücherregal ebenfalls als Motiv dient. Zwei Regale habe sie dafür jetzt extra angeschafft.

Auch sonst ist plötzlich alles voll mit Bücherregalen. Im März waren Tagungsveranstalterinnen und Arbeitgeber noch mit Nachdenken über die neue Situation beschäftigt. Im April wanderten Interviews, Videokonferenzen und Vorträge ins Netz, wo sie so häufig vor Bücherregalhintergrund stattfinden, dass ab Mai überall lange Artikel über das »Quarantäneregal« zu lesen waren.

Insgesamt würden meine Prognosen heute richtiger aussehen, wenn ich von Anfang an behauptet hätte, dass sich an der Wichtigkeit von Büchern und Bücherregalen gar nichts ändert, nur weil jemand das Internet oder das E-Book erfindet. Im Hintergrund verschieben sich die Nutzungsweisen, der Anblick bleibt derselbe. Aber vielleicht habe ich ja doch recht und an meinem 120. Geburtstag wird irgendwo das letzte Bücherregal der Welt mit einem »Zu verschenken«-Zettel an die Straße gestellt. Dann krächze ich: »Hab ich doch gleich gesagt.«

29

Bildung im Bett

Anfang Juli verbrachte ich ein paar Stunden auf der 58. Jahrestagung der »Association for Computational Linguistics«. Ich verstehe wenig von *Computational Linguistics* und bin lediglich Nutznießerin der praktischen Ergebnisse dieses Forschungszweigs, zum Beispiel wenn ich automatische Übersetzungstools verwende. Es ist auch eher unüblich, auf einer wissenschaftlichen Tagung nur ein paar Stunden zuzubringen. Beides war in diesem Fall kein Problem, weil »ACL 2020« nicht, wie ursprünglich geplant, in Seattle stattfand, sondern im Netz. Die Vorträge waren vorab auf Video aufgezeichnet worden, ich konnte sie mir im Bett ansehen und brauchte mich während der Tagung nicht von schlechtem Kaffee und welken Brötchen zu ernähren.

Auch das Veranstaltungsteam musste sich nicht weit vom Bett entfernen. Die Begrüßung von Dan Jurafsky beginnt mit den Worten: »Es ist meine wunderbare Pflicht als Generalvorsitzender, hier in San Francisco an meinem Küchentisch zu sitzen und diese Worte zu schreiben, um Sie zur 58. Jahrestagung der Association for Computational Linguistics zu begrüßen. Unsere Konferenz in diesem Jahr ist natürlich ganz anders als in der Vergangenheit; Ich werde die Konferenz auch von meinem Küchentisch aus besuchen. Dies ist unsere erste Erfahrung mit ACL als virtuelle Konferenz, eine Verschiebung aufgrund einer großartigen Testversion für uns alle, dem Covid-19-Virus.« Ich habe den

Anfang der Rede von Google Translate übersetzen lassen. In Wirklichkeit hält Jurafsky das Virus natürlich nicht für eine »großartige Testversion«, sondern für »a great trial«, also eher so etwas wie eine harte Prüfung.

Unfreiwillig war es aber doch die großartige Testversion einer internationalen Tagung ohne körperliche Anwesenheit. Sie war vermutlich insgesamt nicht schwieriger zu organisieren als eine Tagung für 5000 Personen in Seattle, aber auf neue, unerprobte Arten kompliziert. Unter anderem gab es 24 verschiedene Versionen des 687-seitigen Tagungsprogramms, für jede Zeitzone eine.

Viele der Beteiligten teilen im Netz ihre Erfahrungen mit der großen Küchentischtagung. Praktische Aspekte werden oft gelobt: Freie Zeiteinteilung beim Ansehen der Vorträge, die Teilnahme kostet nur um die 100 Dollar statt 3000, man braucht nicht in die USA zu reisen und schläft im eigenen Bett. »Keine Probleme, die Präsentationen zu sehen und zu hören, nie war ein sauberes WC leichter zu finden, immer eine Steckdose, abends bin ich bei meiner Familie, und das Ganze ohne Schuhe!«, schreibt »Computational Psycho Narratology« bei Twitter. Aber eine Tagung besteht ja nicht nur aus Informationsaustausch. Der funktioniert in der Wissenschaft schon seit ein paar hundert Jahren, ohne dass die Beteiligten sich dazu am selben Ort aufhalten müssten. Die schwierigere Frage lautet: Wie lässt sich das Sozialleben einer Tagung ins Netz übertragen?

Zusätzlich zu den Vortragsvideos gab es multiple offizielle und inoffizelle, spontan gegründete Kanäle für Soziales, eine Vielzahl von Chats und separaten Mini-Videogesprächsrunden. Viele äußerten sich zufrieden

zum Verlauf der Diskussionen über die einzelnen Vorträge: »Das ist so viel besser als die typischen Fragerunden bei richtigen Konferenzen, wo es meistens nur zwei Minuten gibt und man gar keine Zeit hatte, den Vortrag zu verdauen und eine Frage zu formulieren, und diese zwei Minuten gehören etablierten Akademikern, die eher einen Kommentar als eine Frage loswerden wollen«, schreibt die Wissenschaftlerin Esther Seyffarth.

Tagungsteilnehmer Yoav Goldberg beklagt in einem längeren Text trotzdem das Fehlen von Zufallsbegegnungen. Er zitiert eine Stelle aus dem 2019 erschienenen Buch »Because Internet« der kanadischen Linguistin Gretchen McCulloch, die von der Wichtigkeit zufälliger Begegnungen in den Gängen von Konferenzgebäuden handelt. Das ist bemerkenswert, weil McCulloch mit dem Flurbeispiel in ihrem Buch eigentlich die Vorteile von Twitter illustriert: Linguistik-Twitter hat für sie die Funktion eines ganzjährig und rund um die Uhr zugänglichen Konferenzkorridors. Goldberg kennt diesen Kontext und behauptet gar nicht erst, dass im Netz stattfindende Konferenzen keine sozialen Orte und Funktionen haben können. Er findet lediglich die sozialen Möglichkeiten der ACL-Tagung noch unzureichend.

Das ist für mich die zweitbeste Erkenntnis gleich nach »ich kann einfach so an einer interessanten Tagung teilnehmen, die mir unter normalen Umständen schon aus Kostengründen verschlossen geblieben wäre«: Wir haben die Phase hinter uns, in der diskutiert werden musste, *ob* sich auf einer Tagung im Netz produktive Zufallsbegegnungen herstellen lassen. Selbst

kritische Beiträge wie der von Goldberg befassen sich nur noch mit dem *Wie*.

30

Stöbern im Netz

Mein Kollege und Co-Autor Holm Friebe veröffentlichte 2002 einen Text in der taz, in dem wir gemeinsam über das Stöbern nachdachten. Es ist ein sehr schöner Text, er handelt von kleinen Tieren, raschelnden Laubhaufen und griechischen Tragödienchören, die »Kalt, kalt, kalt!« rufen, wenn man am falschen Ort stöbert. Leider dokumentiert er auch eine Meinung, die ich am liebsten niemals gehabt, oder wenn, dann jedenfalls nicht in einer Zeitung geäußert hätte: »Sehr ungeeignet fürs Stöbern dagegen: das Internet. ›Im Internet stöbern ist wie es sich unter einer Baustahlarmierung gemütlich machen‹, findet Frau P. und hat damit aber auch mal wieder so was von Recht.«

Beim Wiederlesen denke ich: »Was mag die seltsame Person von 2002 meinen? Wo ließe sich schöner stöbern als im Netz?« An allgemeiner Netzskepsis kann es nicht gelegen haben, ich nutzte es zu diesem Zeitpunkt seit acht Jahren intensiv und fand alles daran gut. Als ich mit dem Schreiben der heutigen Kolumne begann, plante ich meinen damaligen Irrtum folgendermaßen zu erklären: Um diese Zeit war es eine beliebte und häufige Behauptung, dass es sich im Netz nicht gut stöbern lasse. In die Welt gesetzt wurde sie von missgünstigen Bibliothekarinnen und dem Einzelhandel, weil man gerade zu ahnen begann, dass aus dieser Internetsache eine gewisse Konkurrenz erwachsen könnte. Bis um die Jahrtausendwende beschrieb man im Bibliothekswesen das Stöbern vor allem im

Sinne von »Aufstöbern« einer ganz bestimmten gesuchten Information. Erst mit dem Auftauchen der Netzkonkurrenz wurde ungezieltes Stöbern zu etwas Erstrebenswertem, das im Netz fehle und nur in der guten alten physischen Welt zu finden sei. Holm Friebe und ich hatten uns mitreißen lassen vom Trendthema Stöberbesorgnis.

Bei näherer Betrachtung stellt sich allerdings heraus, dass es den größten Teil der Wege, auf denen ich heute zufällig zu Unterhaltsamem und Nützlichem finde, 2002 noch gar nicht gab. Wikipedia war zum Erscheinungszeitpunkt des taz-Textes etwas älter als ein Jahr. Noch war es keine alltägliche Erfahrung, dort nach dem Eintrag über Granit zu suchen und eine halbe Stunde später alles über die Bristol-Stuhlformen-Skala zu wissen. Nachrichtenaggregatoren wie Digg oder Reddit waren noch nicht erfunden, man konnte also auch keine unendlichen Listen der von Nutzerinnen und Nutzern minütlich neu zusammengetragenen Links zu interessanten Fundsachen betrachten. Es gab weder Facebook noch Twitter, auch kein Flickr (ein Instagram-Vorläufer) und kein YouTube. Wahrscheinlich war das Stöbern im Netz also wirklich unbequemer als beispielsweise in einer Buchhandlung.

Angesichts dieses realen Stöberversagens erprobten kommerzielle Anbieter im Netz unbeholfene Gegenmaßnahmen. Im Holm Friebes Text heißt es weiter: »Vielleicht sollte das mal jemand den Internetanbietern stecken, die neuerdings eine ›Stöbern‹-Funktion eingerichtet haben. Das, was man auf ihren aseptischen Websites tun kann, hat aber auch nicht das Geringste mit Stöbern zu tun.« Hatte es auch wirklich

nicht – der Versuch, den gewohnten Stöbervorgang im Netz nachzubauen, war zum Scheitern verurteilt. Die Stöberdefizite des Netzes sind nicht dadurch behoben worden, dass Anbieter den Aufenthalt vor einem Bücherregal, das Betrachten der Buchrücken, das ziellose Herumblättern so originalgetreu wie möglich nachbauten. Stattdessen haben sich die produktiven Zufallsfunde an andere Orte verlagert und wir haben andere Strategien und Gewohnheiten entwickelt, um sie herbeizuführen.

An dieser Stelle berührt die Stöberfrage das Thema der Kolumne von vergangener Woche. Es ging darin um Zufallsbegegnungen auf Konferenzen und um die aktuelle Frage, wie sich dieses Element nachbauen lässt, wenn die Tagung ins Netz wandert. Derzeit probiert man verschiedene Strategien durch. Häufig werden die Teilnehmenden gemeinsam in »Breakout Rooms« gesteckt, in denen sie sich zwanglos unterhalten sollen. Das funktioniert mal besser, mal schlechter. Aus der Geschichte des Stöberns kann man lernen, dass die Lösung ziemlich sicher nicht in einem Nachbau der Kaffeemaschinensituation liegen wird. Wenn ich in zehn oder zwanzig Jahren auf die heutige Kolumne zurückblicke, werde ich vielleicht sagen: »Was wollten die Leute denn, es gab doch schon alles? Twitter funktionierte exakt wie die Kaffeemaschine einer Tagung, und zwar schon lange bevor die Tagungen ins Netz wanderten wegen …« Dann sehe ich in der Wikipedia nach, welcher Erreger noch gleich für die Pandemie von 2020 verantwortlich war und komme vier Stunden später im Beitrag über das Täuferreich von Münster wieder zu mir. Oder aber ich stelle fest, dass

man sich völlig zu Recht über mangelhafte Zufallsbegegnungen auf Tagungen beklagte: »Es gab ja wirklich noch nichts, damals, 2020!«

31

Schreiben ohne Ort

Am 21. Juni schrieb ich bei Twitter: »Die 80-jährige Bachmannpreisgewinnerin Helga Schubert freut sich, dass der Bewerb im Netz stattgefunden hat und sie nicht nach Klagenfurt reisen musste, weil sie ihren Mann pflegt. Ich hoffe, das verändert was bei Literaturveranstaltungen & Aufenthaltsstipendien.« Ich hatte der Preisträgerin gerade zugesehen, wie sie in ihrem Haus in Mecklenburg-Vorpommern per Video ein Interview zum Preis gab.

Die »Tage der deutschsprachigen Literatur« spielten sich in diesem Jahr zum ersten Mal nur im Netz und im Fernsehen ab. Im ORF-Landesstudio in Klagenfurt arbeitete nur die Technik und die Moderation. Die Autorinnen und Autoren lasen ihre Texte zu Hause, die Jury wurde für die Diskussion aus den jeweiligen Arbeitszimmern zusammengeschaltet. Ich freute mich, dass ausgerechnet in diesem Jahr eine Frau gewann, der niemand unterstellen konnte, sie finde diese Form der Veranstaltung nur aufgrund ihres Lebensalters gut. Hätte stattdessen ein 30-jähriger Autor den Preis gewonnen, wäre danach zu lesen gewesen, wie dieser neue Umgang mit Literatur wieder einmal die Jüngeren bevorzuge und die Älteren schlechter stelle.

In den vergangenen Monaten haben wir viel darüber herausgefunden, wie Arbeit zumindest in einem Teil der Berufe ohne Anwesenheitspflicht funktionieren kann. Auch bei der Verlagerung von Konferenzen ins Netz gibt es neue Erkenntnisse. Noch relativ un-

erforscht ist aber die Frage, warum Autorinnen und Autoren eigentlich so oft ihren Körper an einen Ort transportieren müssen. Eigentlich ist das Schreiben ja eine ideale Remote-Tätigkeit. Trotzdem ist die Veranstaltung in Klagenfurt nur eine von vielen, die zumindest bis 2019 die körperliche Anwesenheit schreibender Menschen erforderten.

Die Autorin Ronja von Rönne hat das seltsame Phänomen des Aufenthaltsstipendiums 2015 in einem Text in der WELT beschrieben. (Er ist sehr lustig, eine Suche nach dem Namen der Autorin und dem Titel »Weg mit den Schriftstellern« bringt Sie hin.) Darin heißt es: »Ein Beispiel ist das Joseph-Maria-Lutz-Stipendium der Stadt Pfaffenhofen an der Ilm. (...) Der Stipendiat erhält dafür jeden Monat achthundert Euro und muss in Pfaffenhofen an der Ilm wohnen. Tatsächlich steht in der Ausschreibung wortwörtlich: ›Für die Dauer des Stipendiums besteht Aufenthaltspflicht in Pfaffenhofen.‹ Man bekommt es mit der Angst zu tun bei solchen Ausschreibungen! Was tun die Pfaffenhofener, wenn der Jungliterat doch türmt?«

Der Verdacht liegt nahe, dass ich Aufenthaltsstipendien fragwürdig finde, weil ich noch nie eines bekommen habe. Ich habe mich allerdings auch noch nie um eines beworben, und sie springen einen selten aus dem Hinterhalt an. Falls das doch einmal geschähe, würde ich zusagen, denn ein Ortswechsel bringt für mich keinerlei Probleme mit sich. Ich pflege keinen 95-jährigen Ehemann wie Helga Schubert, ich habe keine Kinder, keine Haustiere, es gibt nicht einmal eine Topfpflanze, die ich gießen müsste. Fast alle Aufenthaltsstipendien sowie ein Großteil der anderen Einladungen rund um

das Schreiben sind für Menschen wie mich gemacht. Für diejenigen, die Sorgearbeit leisten, sind sie schwerer mit dem Alltag zu vereinbaren.

Mir ist nicht klar, wie es dazu gekommen ist, dass Aufenthaltsstipendien für Schreibende eine so übliche Form der Förderung werden konnten. In einer Parallelwelt, in der sie nicht existieren, wäre schwer zu begründen, warum sie eingeführt werden sollten. Vielleicht will man den Schreibenden Ruhe für ihre Arbeit verschaffen – aber ginge das nicht einfacher mit Geld, von dem sie sich einen Babysitter oder einen Schreibtisch in einem stillen Büro leisten können? Geht man womöglich davon aus, dass diese kreativen Kreaturen Bargeld nur sinnlos verjuxen würden, alles für Eis mit Sahne ausgeben? Sind Aufenthaltsstipendien für Schreibende also so etwas wie Lebensmittelgutscheine für Arme, ein Erziehungsversuch? Oder entstehen Aufenthaltsstipendien aus dem Vorhandensein von Immobilien, über die irgendwann einmal ein Stadtrat gesagt hat »Ich weiß! Daraus machen wir ein Künstlerhaus!«? Lässt sich Geld für Kreative schwerer bewilligen als Sachleistungen, weil die Sachleistungen aus einem anderen Etat kommen und »Unterhalt der Villa Schnargenbroich« im Jahresbericht besser aussieht als »wir haben irgendwelchen Gestalten einfach Geld gegeben«?

Wenn man anwesenheitslose Alternativen finden wollte, müsste man erst einmal herausfinden, was die eigentlichen – und eventuell bisher unausgesprochenen – Interessen aller Beteiligten sind. Ich glaube, für die Schreibenden kann ich das schon mal beantworten: Wir freuen uns am meisten über Geld. Geld ist für

Menschen mit Ehemännern, Kindern und Topfpflanzen exakt so nützlich wie für solche ohne. Und wenn wir einmal herausfinden wollen, wie es in Tokyo oder in Pfaffenhofen an der Ilm ist, dann fahren wir da einfach hin von unserem Geld. So wie andere Leute auch.

32

Pusten und Posten

Vor vielen Jahren hörte ich in einem Vortrag eine Zeitungsmitarbeiterin aus einer Lesermail zitieren, in der sich jemand dafür bedankte, dass das Moderationsteam der Zeitung immer seine nachts besoffen abgeschickten Kommentare löschte. Seither bin ich davon ausgegangen, dass bei einem nicht ganz kleinen Teil der Hasskommentare im Netz Alkohol im Spiel ist. Liegt ja auch nahe: Dem Drogen- und Suchtbericht 2019 zufolge trinkt fast die Hälfte der erwachsenen Männer mindestens einmal im Monat fünf oder mehr alkoholische Getränke, bei den Frauen ist es ein Viertel. Einen ständigen riskanten Alkoholkonsum pflegen zehn Prozent bis ein Viertel aller Erwachsenen in Deutschland. Vor allem abends und am Wochenende muss also ein erheblicher Teil der im Netz veröffentlichten Beiträge unter Alkoholeinfluss zustandekommen. Ich dachte, die Forschungs- und Ratgeberliteratur sei voller Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Hassrede, und ich bräuchte für diese Kolumne alles nur hübsch zusammenzufassen.

Das ist aber nicht der Fall. Vielleicht suche ich falsch oder zu ungeduldig. Falls der Zusammenhang zwischen Alkohol und Hass im Netz hinter meinem Rücken erforscht wurde, sind die Ergebnisse jedenfalls gut versteckt. Was es gibt, sind ein paar Studien, zu welchen Tages- und Wochenzeiten über das Thema Alkohol und Betrunkensein getwittert wird. Twitter ist

in der empirischen Forschung beliebt, weil die Daten öffentlich sind, man also mit relativ geringem Aufwand eine sehr große Anzahl von Beiträgen auslesen und auswerten kann. Bei Facebook ist das schwer bis gar nicht möglich und bei Instagram wegen der Bildförmigkeit der Inhalte nicht so einfach.

Aus diesen Studien geht hervor, dass über Alkohol zu den erwartbaren Zeiten geschrieben wird: vor allem zwischen 8 Uhr abends und 3 Uhr morgens sowie freitags bis sonntags. Die Frage, wie sich der Alkoholkonsum – außer eben in Erwähnungen, dass jemand gerade trinkt oder betrunken ist – auf das Veröffentlichte auswirkt, bleibt unbeantwortet.

Studien über Hassrede wiederum befassen sich nicht mit Alkohol. Eine 2017 veröffentlichte Untersuchung der Kommentare auf der Website CNN.com (»Anyone Can Become a Troll: Causes of Trolling Behavior in Online Discussions«) kommt zu dem Schluss, dass in den Nachtstunden mehr problematische Kommentare entstehen. Die Autoren führen das aber nicht auf Alkohol, sondern auf allgemeine tageszeitabhängige Stimmungsschwankungen zurück.

Das Fehlen von Forschung hat vermutlich damit zu tun, dass es aufwändig wäre, einen konkreten Zusammenhang von Alkoholkonsum und Hassrede zu belegen. Man kann ja schlecht bei den Verfassern auffälliger Beiträge vorbeischauen und sie bitten, mal zu pusten. Hoher Aufwand ist zwar kein grundsätzliches Forschungshindernis, aber irgendjemand muss dann eben großes Interesse am Weltraumteleskop, Teilchenbeschleuniger oder eben der Hass-Alkohol-Frage haben. Das scheint derzeit nicht der Fall zu sein.

In Beratungstexten zum Thema »don’t drink and post« ist überraschenderweise ebenfalls nicht von Hass die Rede. Dort geht es vor allem darum, dass die Falschen – also Kolleginnen oder der Personalchef – einen dabei sehen könnten, wie man die Macarena tanzt. So lautet ein Beispiel aus einem Artikel in »ze.tt«, dem Onlinemagazin des Zeit-Verlags. Alles andere wird mit dem Satz abgehandelt: »Auf strafrechtlich relevante Äußerungen, Hetze, Hass, Diskriminierung und so weiter verzichtest du hoffentlich ohnehin von ganz alleine.« Eigentlich müssten gerade Zeitungsredaktionen aus den eigenen Kommentarrubriken wissen, dass es solche Leserinnen und Leser nicht nur in fernen Paralleluniversen gibt. Aber niemand unterstellt der eigenen Leserschaft gern direkt, dass sie schon einmal Hetze und Hass geäußert hat.

Ich sage daher auch nichts dazu, dass unter uns, die wir diese Kolumne lesen oder schreiben, mit Sicherheit viele schon einmal betrunken waren und dann Gemeinheiten ins Netz geschrieben haben. Tun wir kurz so, als machten das nur die anderen. Wenn also einer von diesen anderen Menschen Ihre Eltern beleidigt, Ihre Kinder bedroht oder Ihnen eine Vergewaltigung wünscht, können Sie sich mit dem Gedanken zu trösten versuchen, dass diese Person vielleicht nicht in erster Linie ein Problem mit Ihnen, sondern eines mit Alkohol hat. Einige der Absender sind zweifellos auch nüchtern kaum netter als Hitler, ich will das nicht verharmlosen. Aber wenn jemand Sie nicht an allen Wochentagen rund um die Uhr, sondern nur nachts oder am Wochenende beschimpft, dann liegt das vielleicht, vielleicht auch am Suff. Genaueres werden wir erst in

ein paar Jahrzehnten wissen. Entweder hat bis dahin eine Forschungseinrichtung der Frage Zeit und Geld gewidmet, oder man muss vor dem Absenden jeder Nachricht in ein Röhrchen pusten.

33

Je Türenknall, desto wiederkomm

Im Februar 2013 verkündete der Piraten-Politiker Christopher Lauer unter dem Titel »Twitter ist für mich gestorben« in der »FAZ« seinen Abschied von der Plattform. Er wolle seinen Twitteraccount künftig nur noch zum Verbreiten von Links nutzen. Dieser Vorsatz hielt ungefähr bis zum Sommer desselben Jahres.

Im November 2019 erklärte der Journalist Ulf Poschardt unter dem Titel »Warum ich Twitter verlasse« in der »Welt« ebenfalls seinen Abschied von Twitter. Nach ein paar Tagen sah man ihn schon wieder liken und kommentieren. Einige Wochen später war alles wie immer.

Dieses Phänomen gibt es nicht erst seit Twitter oder Facebook. Ich habe die Beispiele herausgegriffen, weil Poschardt und Lauer auch außerhalb der jeweiligen Plattformen bekannt sind. So klingt es einfach seriöser als die Nachricht, dass wendypopendy87 erbost ihren Austritt aus einer Gruppe von Schneekugel-Fans im Netz erklärt hat, nur um eine Woche später wiederzukommen. Aber genau das geschieht seit den 1980er Jahren täglich irgendwo im Netz. Nur die Plattformen wechseln.

Natürlich verschwindet ebenso täglich jemand wirklich für immer. Das sieht aber anders aus und geht nicht mit Ankündigungen in »FAZ« und »Welt« einher. Die unzufriedene Person wird einfach immer schweigsamer, verliert das Interesse, schaut seltener vorbei. Ein klares Abschiedsdatum lässt sich nicht bestimmen.

Ich werde bei dramatischen Abschieden im Netz gelegentlich mit dem Satz »Je Türenknall, desto wiederkomm« zitiert. Mir ist dabei ein bisschen unwohl, weil ich nicht genau weiß, ob er nicht doch von jemand ganz anderem stammt. In meinen Aufzeichnungen taucht er seit Mitte der Nullerjahre auf. Meine Erinnerung sagt, dass er noch älter ist, aber Belege dafür konnte ich bisher nicht finden. Ich entschuldige mich hiermit bei der Person, von der ich ihn möglicherweise in den Neunzigern aufgeschnappt habe.

Die Regel beruht ausschließlich auf anekdotischen Beobachtungen. Ich weiß nichts darüber, ob in Wirklichkeit nicht doch die Dramaqueens genauso häufig oder selten zurückkehren wie die, die sich still davonschleichen. Noch ist diese Frage viel schlechter erforscht als beispielsweise die nach den Vorzeichen eines erfolgreichen Abschieds vom Rauchen. Gelegentlich kommt jemand trotz Türenknallens nicht zurück: Der Grünen-Politiker Robert Habeck verabschiedete sich im Januar 2019 mit einem Blogbeitrag »Bye bye, twitter und Facebook« aus den beiden sozialen Netzwerken und scheint bisher mit seiner Entscheidung zufrieden zu sein.

Aber es ist zumindest leicht, eine Erklärung für das häufige Scheitern der theatralischen Abschiede zu finden: Wer das Bedürfnis hat, seinen Abschied in großen Textmengen zu erklären, in dessen Leben spielt die jeweilige Gruppe oder Plattform noch eine wichtige Rolle. Das macht es schwerer, dann auch wirklich ohne sie zurechtzukommen.

Die Versuchung, zurückzukommen, ist außerdem im

Netz größer als draußen. Wer im Job kündigt, kann nicht einfach langsam und unauffällig zurückkommen. An den meisten Arbeitsplätzen ist es keine Option, ein paar Tage später wieder vorbeizuschlendern und erst mal nur die Topfpflanzen zu gießen, bis man ein paar Wochen später wieder den gewohnten Schreibtisch belegt. Im Netz geht das, ein paar Likes hier, ein paar Kommentare dort. Das Comeback lässt sich sogar ganz ohne Gesichtsverlust bewerkstelligen, wenn man sich dafür eine neue Identität zulegt. Man kann also mit großer Geste seinen Abschied nehmen, ohne auf die Vorteile der jeweiligen Gemeinschaft oder öffentlichkeitswirksamen Plattform verzichten müssen.

Positiv interpretiert heißt das, dass Netzgemeinschaften mehr als das übrige Leben die Gelegenheit zu einem Neuanfang bieten. Oft wird sie zwar nur dazu genutzt, noch mal genau dieselben Fehler zu machen, aber vielleicht kommt dieser Eindruck ja nur daher, dass wir die erfolgreichen Neuanfänge nicht erkennen. Wer weiß, wie viele schon einmal alles hingeworfen und dann unter einem neuen Namen im zweiten (oder dritten, oder siebzehnten) Versuch alles besser gemacht haben als vorher.

Selbst wenn man unter dem gleichen Namen wiederkommt, hat man durch die Pause vielleicht etwas dazugelernt und fühlt sich nach dem Wiederkommen wohler. Vielleicht weiß man genauer, was die Vorteile der verlassenen Community oder Plattform waren. Vielleicht ist man zu einem entspannteren Nutzungsverhalten gelangt und muss nicht mehr alle fünf Minuten nach neuen Ereignissen sehen, sondern nur noch alle zehn. Unter Gezeter alles hinwerfen kann richtig

sein, Zurückkommen auch. Beides ist allenfalls ein bisschen albern, aber dadurch sollte man sich im Leben von nichts abhalten lassen.

34

Kulturerbe Facebook

2007 meldete ich mich bei Facebook an, erst mal, ohne etwas hineinzuschreiben. Ein Jahr später hatte ich 11 Facebookfreunde. 2010 fand ich es »mehr als genug«, einmal täglich hineinzuschauen, es passiere ja doch »nur langweiliges Zeug« dort. Etwa ab 2011 nutzte ich die Plattform intensiv, und auch berufliche Vorgänge verlagerten sich zunehmend dorthin. Im Laufe des Jahres 2014 scheint mein Interesse nachgelassen zu haben. Im Mai 2015 schloss ich das Facebook-Tab im Browser, das dort jahrelang geöffnet geblieben war. »Meine Facebooknutzung im Browser nimmt pro Tag vielleicht noch fünf Minuten in Anspruch«, berichtete ich im Techniktagebuch-Blog. »Am Handy ist es etwas mehr, aber auch nicht viel.« 2017 löschte ich die Facebook-App vom Handy.

So wie mir ging es auch anderen: Die Facebook-Nutzung nimmt weltweit ab. Vor allem die Unter-35-Jährigen verlassen die Plattform oder haben sich dort gar nicht erst angemeldet. Das nachlassende Interesse ist bisher nicht fatal, die Konkurrenzangebote Instagram und WhatsApp gehören ebenfalls Facebook, der Konzern macht weiterhin Milliardengewinne. Sicher ist es mit Facebook nicht übermorgen oder nächstes Jahr aus.

Aber eines Tages wird es so weit sein, und was dann? Was geschieht mit den riesigen Text- und Bildmengen, die wir dort abgelegt haben? Von dieser Frage handelt ein im August veröffentlichtes Paper von Carl Öhman

und Nikita Aggarwal: »What if Facebook goes down? Ethical and legal considerations for the demise of big tech« (»Wenn Facebook abgewickelt wird: Ethische und rechtliche Überlegungen zum Ende großer Plattformen«). Öhman und Aggarwal erörtern die Folgen einer möglichen Schließung für verschiedene Gruppen.

Das sind zum einen die Nutzerinnen und Nutzer aus Ländern, in denen Facebook de facto gleichbedeutend mit dem Internet ist. Facebooks »Free Basics«-App versorgt 100 Millionen Menschen, die ansonsten keinen Zugang zum Netz hätten. Eine weitere Gruppe, die Anlass zur Sorge hat, sind Einzelpersonen, deren Daten zusammen mit den Resten der Plattform weiterverkauft würden. Bisherige Erfahrungen zeigen, dass man nach einem solchen Weiterverkauf kaum mehr Einfluss auf die Verwendung der Daten nehmen kann. Nicht zuletzt würden unter dem Ende Facebooks kommende Generationen leiden: Auch wenn die individuellen Fotos und Nachrichten für die Forschung von geringem Wert sind, ist die Gesamtmenge der Lebensäußerungen bei Facebook ein wertvolles Archiv. Es ist gleichzeitig die bislang größte und die internationalste Sammlung dieser Art.

Dass aus den Anfangszeiten neuer Medien wenig aufbewahrt wird, ist normal. Frühe Bücher, frühe Filme, frühe Radiosendungen, frühe Fernsehsendungen sind zu großen Teilen verloren. Das neue Medium gilt als unseriös und nicht besonders erhaltungswürdig. Die vorhandenen Archivierungseinrichtungen sind technisch nicht darauf vorbereitet. Das Material ist oft noch schlecht, weil man zu wenig über seine Halt-

barkeit weiß. Sicherheitskopien sind teuer. Fehlende Standards führen dazu, dass neuere Geräte die alten Speichermedien und Dateiformate nicht mehr lesen können. Diese Probleme werden nach ein paar Jahren gelöst, aber an ihre Stelle treten neue Schwierigkeiten.

Bei Internet-Archiven ist das zum einen das Problem der Durchsuchbarkeit, wie man es seit einigen Jahren am Schicksal des Usenet-Archivs beobachten kann. Usenet war das wichtigste internationale soziale Netzwerk der 80er und frühen 90er Jahre, im Guten wie im Schlechten Facebook nicht unähnlich. Der Informatiker Gene Spafford beschrieb es 1992 als »eine Herde Zirkuselefanten mit Durchfall. Riesengroß, kaum zu lenken, ehrfurchtgebietend, unterhaltsam, und in den unerwartetsten Momenten kommen unfassbare Mengen Mist raus.« Was dort geschrieben wurde, ist zwar an verschiedenen Orten im Netz archiviert, aber derzeit nirgendwo einfach durchsuchbar und damit fast so gründlich verloren, als wäre es gelöscht.

Rechtliche Fragen sind eine zweite Herausforderung. Öhman und Aggarwal schlagen vor, das Facebook-Archiv als digitales Weltkulturerbe zu schützen, um so den Konzern zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der Plattform zu motivieren. Ein großer Teil der bei Facebook veröffentlichten Lebensäußerungen ist aber eben nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für ausgewählte Personen sichtbar. Das lässt sich in einer Archiv-Version nicht beibehalten.

Aber das sind Probleme, um die sich unsere Nachfahren kümmern können. Unsere Aufgabe ist es erst mal nur, das Facebook-Archiv in irgendeiner Form zu

erhalten. Ob es Elefantenmist enthält oder nicht, ist dafür gar nicht relevant. In Büchern aus dem 15. Jahrhundert steht schließlich auch ziemlich viel Unfug.

35

Irgendwo bellte ein Hund

Wenn ich in den 1990er Jahren an der Freien Universität Berlin nach Literatur zu einem bestimmten Thema suchte, musste ich dazu quer durch Berlin fahren und einige Zeit vor großen hölzernen Zettelkastenmöbeln verbringen. Ihre Schubladen enthielten thematisch sortierte Karteikarten, die mir schließlich den Weg zum Buch wiesen. Theoretisch jedenfalls, denn praktisch waren die Bücher meistens nicht am Standort. Davon konnte der Zettelkasten nichts wissen. Er bildete einen Idealzustand ab, in dem Bücher nie ausgeliehen, gestohlen oder im falschen Regal einsortiert waren.

Man könnte annehmen, so seien die 90er Jahre nun mal gewesen, schließlich war es ein vergangenes Jahrtausend, nah an der Steinzeit. Aber kurz zuvor hatte ich an einer anderen Universität studiert, in deren Bibliothek Computer standen. Damit ließ sich ein Teil des Bibliothekskataloges durchsuchen, technisch war das also bereits möglich. Der restliche Bestand war über Microfiche erschlossen, ein Katalogsystem auf durchsichtigen Blättern aus Filmmaterial, die man in ein Lesegerät einlegt. Das wirkt aus der Perspektive von 2020 auch steinzeitlich, war aber immer noch bequemer als die Arbeit mit den Berliner Zettelkästen.

Alles in allem brauchte ich im günstigen Fall etwa eine Stunde, bis ich feststellen konnte, ob ein Buch etwas Hilfreiches enthielt. Manchmal lagerte das Buch in einem Bibliotheksmagazin und ich musste seine Her-

ausgabe erst beantragen. Dann dauerte es länger.

Das hatte Folgen für meine eigenen Texte. Meistens war meine Geduld erschöpft, bevor ich ein passendes Buch ausfindig gemacht hatte. Ich verwendete dann eben irgendwelche Quellen zu entfernt verwandten Themen, die ich zufällig im Regal stehen hatte. In meinem Studiengang fiel das nicht weiter auf.

Heute, 30 Jahre später, sieht meine Literaturrecherche von außen betrachtet ganz anders aus. Ich brauche dazu meine Wohnung nicht zu verlassen, nicht einmal aufstehen muss ich. Eine Weile suche ich auf verschiedene Arten nach Texten, die mit meinem Thema zu tun haben könnten: in den Literaturangaben von Wikipedia-Artikeln, mit Google, mit Google Scholar (einer Suchmaschine für wissenschaftliche Veröffentlichungen) und in den von Google Books eingescannten Büchern. Anders als früher kann ich in die gefundenen Bücher manchmal gleich hineinsehen und herausfinden, ob sie zu meinem Thema passen. Bei Google Books geht das nur selten, weil es zu den Büchern entweder gar keine Vorschau oder nur einen wenige Zeilen langen Ausschnitt aus dem Buch gibt. Manchmal klappt es über Amazons »Blick ins Buch«-Funktion, manchmal dank illegaler Schattenbibliotheken. Nach einer Weile verliere ich die Lust weiterzusuchen, oder es eilt, weil der Abgabetermin gestern war. Dann wird eben mit dem Vorhandenen gearbeitet.

Einiges geht schneller als früher, dadurch kann ich in der gleichen Zeit mehr Quellen betrachten und verwerfen. Ich kann im Unterschied zu früher oft überprüfen, ob ein Zitat überhaupt so in der Originalquelle

steht oder auf dem Weg durch die Sekundärliteratur entstellt wurde. Aber grundsätzlich hat sich gar nicht so viel geändert. Ich arbeite immer noch mit dem, was ich mit vertretbarem zeitlichem Aufwand beschaffen kann. Das war damals nicht die passendste Literatur zum Thema und ist es auch heute nicht.

In weiteren 30 Jahren wird sie es wahrscheinlich immer noch nicht sein, auch nicht, wenn ich optimistisch annehme, dass es bis dahin entweder durch bessere Urheberrechtsregelungen oder durch weiteren Ausbau der Schattenbibliotheken eine Volltextsuche über alles bisher Erschienene gibt. Eine Volltextsuche wäre eine große Hilfe, wenn ich über die Häufigkeit der Wendung »Irgendwo bellte ein Hund« im Roman schreiben wollte. Das ist gleichzeitig ein Beispiel für einen Text, für den die Recherche früher viele Jahre gedauert hätte. Abgesehen von solchen Fällen ist eine Volltextsuche nicht automatisch der Weg zu den passendsten Texten. Das Herausfinden der richtigen Suchbegriffe durch Versuch und Irrtum kann sehr lange dauern. Um zu erforschen, wie man in den 1950er Jahren über Computer dachte und schrieb, muss man nach »Elektronengehirn« suchen. »Digitalisierung« war in den 1940er Jahren die Behandlung von Herzpatienten mit Digitalis-Präparaten.

Texte leben in einem Netz aus anderen Texten - einem Netz, in dem Informationen und Zusammenhänge sich herumbewegen. Nur besteht dieses Netz nicht aus soliden Verbindungen, sondern hat Risse, Löcher und Lücken. Außerdem ist es so verworren, dass es praktisch unmöglich ist, den eigenen Text jemals an der richtigen Stelle einzuknoten. Daran ändern auch Tech-

nik und Zukunft nichts.

36

Beste Kolumne!!!

Bevor ich mit meiner Mutter ein neues Festnetztelefon kaufen ging, hatte ich natürlich alle Kundenbewertungen bei Amazon durchgelesen. »Auf keinen Fall das Speedphone«, hatte ich mir eingeprägt, denn das fand die Amazon-Kundschaft ein besonders schlechtes Gerät. Ich hätte gar nicht so viel lesen müssen, im örtlichen Mediamarkt gab es sowieso nur drei verschiedene Telefone. »Wenn Sie einen Speedport-Router haben, nehmen Sie am besten das Speedphone«, riet der Verkäufer, »dann gibt es keine Probleme.« Wir kauften das Speedphone. Es war ein schlechtes Telefon.

In letzter Zeit musste ich mich überraschend oft für meine Gewohnheit verteidigen, Kundenbewertungen im Netz zu lesen. Das sei doch alles gefälscht, sagen meine Gesprächspartner, die eine innigere Beziehung zum lokalen Einzelhandel haben als ich. Ich sage dann, es sei keineswegs *alles* gefälscht und meine damit: »Ich Internet-Topcheckerbunny kann selbstverständlich erkennen, was die echten und was die falschen Bewertungen sind.« Das stimmt wahrscheinlich nicht. Schließlich würde es mir nicht schwerfallen, eine falsche Bewertung zu verfassen, die auf Leute wie mich glaubhaft wirkt. Was ich erkenne, sind die »Bestes Produkt von allen!!!«-Bewertungen und die schlechten automatischen Übersetzungen aus dem Chinesischen. Ob unter den authentisch wirkenden Bewertungen weitere Fakes sind, weiß ich nicht.

Mit diesem Unwissen bin ich nicht allein. Die For-

schung an Kundenbewertungen steht vor demselben Problem: Niemand weiß, wie groß der Anteil gefälschter Bewertungen ist. Artikel suggerieren das gelegentlich durch Überschriften wie »61 Prozent aller Kundenbewertungen im Netz sind gefälscht«. Geht man den Quellen nach, stellt sich heraus, dass diese vielen Prozente lediglich »auffällig« waren, zum Beispiel, weil sie Formulierungen enthalten, die auch in anderen Bewertungen auftauchen. ReviewMeta.com ist ein nützlicher Dienst, der Amazon-Kundenbewertungen gründlicher analysiert als Amazon selbst das tut. Man kann dort unter anderem nachsehen, welche mehrfach vorkommenden Formulierungen zu einer Abwertung führen. Oft sind das nur Allerweltsausdrücke wie »die Powerbank ist« oder »gute Powerbank«. Auch echte Menschen schreiben manchmal sehr einfallslose Rezensionen. In manchen Lebensbereichen lässt sich das Echte klar vom Falschen unterscheiden – Gold oder Katzengold, Medikament oder Placebo, Gespenst oder Mensch mit Bettlaken. Bei Kundenbewertungen gibt es keine eindeutige Diagnose. Allerdings beruhen auch die Empfehlungen menschlichen Verkaufspersonals nicht immer auf Sachkenntnis oder einem Interesse am Telefonierglück von Rentnerinnen. Und die Unterscheidung zwischen kompetenter Beratung und Eigennutz ist im Einzelhandel genauso schwer wie im Netz.

Das Lesen von Bewertungen erfordert ein bisschen Übung. Insofern tun meine netzfernen Gesprächspartner einerseits gut daran, sie zu ignorieren und täten andererseits noch besser daran, ihre Bewertungs-Lesekompetenzen zu üben. Die bloße Menge der

Sternchen bedeutet meistens gar nichts, vor allem dann, wenn ein Anbieter das Produkt mit zwei Fünfsternerezensionen weiter oben anzeigt als das mit zweitausend Bewertungen und einem Schnitt von 3,8. »Verifizierter Kauf« ist leider keine Garantie für die Echtheit einer Bewertung, motivierte Anbieter erstatten Fake-Rezensenten den Kaufpreis. Die Fünf-Sterne-Bewertungen und die Ein-Stern-Bewertungen sind weniger hilfreich als die im Mittelfeld. An den beiden Extremen befinden sich mehr gefälschte Bewertungen (die guten vom Anbieter bezahlt, die schlechten von der Konkurrenz), und auch die echten Bewertungen besonders erboster oder begeisterter Kundschaft sind nicht immer hilfreich. Im Dreisternebereich ist die Chance größer, eine ausführliche Besprechung von Vor- und Nachteilen zu finden. Wenn der jeweiligen Plattform durch irreführende Informationen finanzielle Nachteile entstehen – zum Beispiel, weil Waren zurückgesendet werden – investiert man dort wahrscheinlich etwas Zeit und Geld in die Eindämmung falscher Bewertungen. Wenn die Plattform durch Fake-Bewertungen kaum Nachteile oder sogar Vorteile hat, wird man Fakes allenfalls mit schönen Worten bekämpfen und sich womöglich sogar selbst daran beteiligen. Das ist vor allem dort ein Problem, wo es um Dienstleistungen, Restaurants und Unterkünfte geht.

Der Telefonkauf liegt jetzt vier Jahre zurück. Meine Mutter hat das unzuverlässige Gerät satt und wünscht sich eines, das weniger Probleme verursacht. Ich habe sämtliche Kundenbewertungen für Festnetztelefone bei Amazon durchgelesen und ihr das Ergebnis mit-

geteilt: »Die anderen sind auch alle Mist, nur auf unterschiedliche Arten. Du kannst also einfach bei dem bleiben, das du schon hast. Da kennst du den Ärger wenigstens schon.« Es ist ein zu wenig beachteter Vorteil von Kundenbewertungen im Netz, wie viel Geld sie dadurch sparen helfen, dass man am Ende einfach gar nichts kauft.

37

Post-Privacy-Luxus

Ende der 1990er Jahre stand meine Telefonnummer in diversen Büchern, in Kleinanzeigen und im Netz als Kontakttelefonnummer für »BDSM Berlin«, eine Anlaufstelle für Menschen, die sich im weitesten Sinne für sadomasochistische Sexualpraktiken interessierten. Wir wollten alle nicht gern unsere Telefonnummern dafür hergeben, sicher würde man von früh bis spät Stöhnanrufe bekommen. Aber es ging nicht anders, 90 Prozent der Bevölkerung hatten noch keinen Zugang zum Internet.

Die Anrufenden erwiesen sich als ganz normale, höfliche Menschen. Manchmal rief jemand Verwirrtes an und wollte »einen Termin für eine Behandlung« vereinbaren, aber es gab ja auch noch kaum Informationsangebote und damit allen Grund zur Verwirrtheit. Bis zum Entstehen der Wikipedia und des Wikipediaeintrags über BDSM waren noch einige Jahre zu überbrücken. Ich verwendete die Geschichte danach noch lange als Beispiel dafür, dass man privatsphärentechnisch bedrohlich Wirkendes ausprobieren sollte, um herauszufinden, ob es vielleicht ganz folgenlos bleibt.

Zur gleichen Zeit war es noch begründungsbedürftig, wenn man sich mit Menschen treffen wollte, die man im Netz kennengelernt hatte. Diese zweifelhaften Gestalten mit ihren merkwürdigen Pseudonymen galten als potenzielle Verbrecher. Wer Privates ins Netz stellte, musste sich Exhibitionismus vorwerfen

lassen oder sich anhören, das alles interessiere doch niemanden. Was ein naheliegender Vorwurf war, denn es konnten ja auch wirklich nur wenige das so Veröffentlichte überhaupt betrachten, und Geld war damit nicht zu verdienen. Das allgemeine Misstrauen gegen das Netz war so groß, dass ich es wichtig fand, eine Gegenposition zu vertreten. Wenigstens die, die es sich leisten konnten, sollten Privates öffentlich machen, fand ich, »damit die anderen sehen, dass da gar nichts Schlimmes passiert«. 20 Jahre später sind große Teile meines Lebens so detailliert im Netz nachlesbar, dass ich vermutlich alle weiteren Lebensäußerungen auf dieser Datenbasis automatisieren und mich zur Ruhe setzen könnte.

Meine Haltung hat also historische Gründe, ich fühle mich aber immer unwohler mit ihr. Es passiert ja schon viel Scheußliches, nur eben nicht mir. Der Buchhändler Linus Giese beschreibt in seinem gerade erschienen Buch »Ich bin Linus« den Hass und die Angriffe im Netz, zu Hause und am Arbeitsplatz, denen er seit Jahren ausgesetzt ist, weil er von seinen Erfahrungen als trans Mann berichtet.

Vielleicht müssen die, die Terror aushalten können, ein öffentlicheres Leben führen, damit das irgendwann für alle möglich wird? Aber wer sollte das sein? Ich glaube mittlerweile nicht mehr, dass man ein so dickes Fell haben kann, wie es dafür nötig wäre. Ich hätte es nicht. Ich neige nicht zu Angst und Sorge, habe keinen Arbeitsplatz, an dem man mich aufsuchen kann, keine Kinder, die man bedrohen, keinen einzelnen Arbeitgeber, über den man mich unter Druck setzen könnte. Aber ich habe schon robuster wirkende Geschöpfe als

mich verzweifeln, aufgeben und sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen sehen.

»Wenn ich von dem erzähle, was mir in den sozialen Netzwerken passiert«, schreibt Linus Giese, »ist eine der häufigsten Reaktionen: Dann melde dich doch ab! So ähnlich lautete lange auch das Fazit der Polizei: Wer sich in die Öffentlichkeit begibt, der muss mit Reaktionen rechnen.« Dabei brauchen die privaten Daten noch nicht einmal im Netz zu stehen. Der »NSU 2.0« verschickt seit zwei Jahren Drohschreiben an Menschen, die sich gegen Rassismus und Rechtsextremismus einsetzen, und verwendet dafür Adressen, die nicht öffentlich bekannt waren und nachweislich aus Computern der Polizei abgerufen wurden.

Dass ich mir Offenheit im Netz leisten kann, ist zu einem kleinen Teil glücklicher Zufall: Niemand stalkt mich, um mir aus privaten Irrsinnsgründen das Leben schwer zu machen (wie es übrigens auch Männern passieren kann, ich kenne mehrere). Zu einem größeren Teil liegt es schlicht daran, dass ich politisch nicht wesentlich aktiver bin als eine Tube Zahnpasta.

Ich veröffentliche weiterhin Details im Netz und in Printmedien, die es Böswilligen sehr leicht machen würden, mir Schwierigkeiten zu bereiten. Aber mir ist die Unbefangenheit abhandengekommen, mit der ich dabei früher dachte: »Schau her, Welt, so geht's! Es passiert gar nichts, da könnt ihr mal sehen!« Inzwischen fühle ich mich dabei eher wie jemand, der sich öffentlich auf seiner Luxusyacht räkelt und dabei denkt: »Wenn ich es nicht tue, wer denn dann? Nur so erfahren doch die anderen, dass Luxusyachten existieren!«

38

Das ist jetzt halt so

Die Zukunft ist kein Zuckerschlecken. In dem Moment, in dem sie Gegenwart zu werden versucht, fühlt sie sich erst mal sehr lästig an. Dinge sind anders als gestern, obwohl man noch nicht mal fertig damit war, sich an die anstrengenden Dinge von gestern zu gewöhnen. Diejenigen, die das Neue in die Welt gesetzt oder in den Haushalt getragen haben, sind keine große Hilfe beim Gewöhnungsprozess. »Find dich damit ab, das ist jetzt halt so«, sage ich regelmäßig zu meiner Mutter. Ich sage es nicht aus Hartherzigkeit. Ich bin nur die Überbringerin der schlechten Nachricht, dass wegen irgendwelcher digitaler Umstellungen schon wieder ein neues Radio her muss, obwohl das vorhandene keine 60 Jahre alt ist und noch einwandfrei funktioniert. Die Presseabteilungen von Institutionen und Unternehmen sagen stattdessen etwas über lebenslanges Lernen, aber sie meinen dasselbe: Findet euch damit ab, das ist jetzt halt so.

Wenn es um Geräte geht, speziell solche, die sich nur unter großem Aufwand oder gar nicht umrüsten lassen, hat man manchmal Glück und kann einen Adapter kaufen. Für Autos mit Stereoanlagen aus der Prä-CD-Zeit gibt es bis heute kassettenförmige Adapter, die im Schacht des eingebauten Kassettengeräts verschwinden. Mit ihrer Hilfe ließen sich im Laufe der Zeit immer neue Geräte anschließen: zuerst CD-Player, dann MP3-Player, inzwischen kann der Kassettenadapter auch Bluetooth. So muss man nicht

gleich das ganze Auto wegwerfen, nur weil sich das Musiktransportmedium geändert hat.

Auch für Verhalten gibt es Adapter. Sie ermöglichen Menschen, genauso oder wenigstens ungefähr so wie bisher weiterzumachen, obwohl sich die Lage ändert. In Berlin ist neben Wohnungstüren aus dem frühen 20. Jahrhundert manchmal ein kleiner Türklopfer aus Messing auf einem Holzbrettchen angebracht. Es handelt sich um eine elektrische Klingel, die so tut, als sei sie ein Türklopfer. Wer noch nie eine Klingel gesehen oder betätigt hatte, konnte also wie gewohnt den Türklopfer benutzen. Vielleicht fand man es ein bisschen verwirrend, dass der Klopfer nicht *an*, sondern *neben* der Tür angebracht war, aber da er ansonsten wie immer aussah, wird man ihn wohl bereitwillig ausprobiert haben. Für heutige Besucher ist wiederum ein bisschen verwirrend, dass es neben der Tür keinen Klingelknopf gibt, sondern nur so ein komisches Messingdings. Aber da das komische Messingdings dort angebracht ist, wo normalerweise die Klingel wäre, drückt man es eben probehalber, und dann klingelt es. Es ist ein sehr guter Adapter, der Menschen mit Türklopfer-Erwartungen und Menschen mit Klingelknopf-Erwartungen gleichermaßen zum Erfolg verhilft.

E-Books sind Adapter zwischen der Welt des Buches mit ihren Geschäftsmodellen und der Welt des Internets. Auch als Autorin kann man, wenn man ein E-Book hervorbringen möchte, eigentlich noch alles genauso machen wie bisher – eventuell sogar ein handschriftliches oder auf der Schreibmaschine getipptes Manuskript beim Verlag abliefern, wenn

der Verlag einen sehr gern hat. E-Reader mit ihrem papierähnlichen Display, ihrem buchähnlichen Format und ihren ledernen Aufklapphüllen sind ihrerseits Verhaltensadapter, die den Übergang vom Papierbuch erleichtern.

Verhaltensadapter sind seltener als Technikadapter, oder jedenfalls sind sie weniger sichtbar in ihrer Adapterfunktion und werden nicht immer leicht auffindbar unter »Kunden, die Neuerung X kauften, kauften auch Adapter Y dazu« vermarktet. Der Umbau von Gewohnheiten kostet kein Geld, und deshalb wird in der Diskussion oft so getan, als seien die Möglichkeiten, sich selbst an Veränderungen anzupassen, ganz unbegrenzt. Obwohl bei Menschen keine Kabel neu verlegt werden müssen, kann die Umstellung trotzdem zeitaufwendig, mühsam und manchmal unmöglich sein. Ein Adapter bietet Hilfe bei der Bewältigung. Beide Seiten können erstmal bei ihren Gewohnheiten bleiben, der Adapter kümmert sich um den Übergang. Er stellt Freiwilligkeit her, wo sonst Zwang wäre, und er erleichtert das Weglassen des Alten.

Neues ist schon schwer genug einzuführen, aber das Weglassen von Altem ist noch viel schwieriger und unbeliebter. Vor allem Apple setzt oft auf Adapter, die man separat dazukaufen muss. Bei neuen Apple-Geräten fehlen Anschlüsse oder Verwendungsmöglichkeiten, die anderswo noch selbstverständlich sind. Bei der Einführung des neuen Geräts gibt es Proteste, denn die Adapter sind teuer, und die Kosten für einen Übergang, den das Unternehmen zu verantworten hat, werden auf die Käufer abgewälzt. Aber das Auslagern in einen Adapter ist die am wenigsten

schmerzhafte Form des Abschieds. Irgendwann findet man den Adapter in einer Kiste mit obsoleter Technik wieder und merkt, dass man ihn in den vergangenen acht Jahren kein einziges Mal gebraucht hat.

39

Routine als Luxus

Im Jahr 2011 baute ich einen Generator für T-Shirt-Motive, den man unter zufallsshirt.de noch besichtigen kann. Er stellt rund um die Uhr automatisch zufällige T-Shirt-Aufschriften wie »75 Jahre Beckenbodenzentrum Hofgeismar« oder »Just say no to artificial intelligence!« her und bebildert sie mit ebenso zufälligen Grafiken. Als Grund gab ich damals oft an, dass mir die vielen Menschen leid taten, die irgendwo auf der Welt damit beschäftigt sein mussten, hauptberuflich sinnlose T-Shirts für seriösere Firmen als meine zu gestalten. Die vielen »URBAN SPORTS 1979« und »IRGENDWAS 4EVER«-Shirts, die es überall zu kaufen gibt, designen sich ja nicht von selbst. »Wenn ich das automatisiere, können diese hochqualifizierten Leute mit ihrer Zeit was Sinnvolleres anfangen«, sagte ich, und meinte es zwar nicht hundertprozentig ernst, aber doch ein bisschen.

Mit dieser Idee war ich nicht die Erste. Der »Spiegel« zitiert 1955 in einem Artikel über »Die Revolution der Roboter« den damaligen IBM-Chef Thomas Watson mit dem Satz »Unsere Maschinen befreien den menschlichen Geist, indem sie ihm langweilige Routinearbeit abnehmen«. Seitdem ist wahrscheinlich keine Innovation ohne dieses Versprechen angekündigt oder eingeführt worden. »Das Ziel ist, die Mitarbeiter von Routinearbeiten zu befreien, damit sie sich auf kreativere und produktivere Aufgaben konzentrieren können«, lautete das Argument fast unverändert sechzig

Jahre später in einem Spiegel-Beitrag von 2016 über »Künstliche Intelligenz: Wie Kollege Computer Ihren Job überflüssig macht«.

Das Argument bringt zwei Probleme mit sich, und beide zeigen sich eigentlich schon in meinem T-Shirt-Miniaturunternehmen. Angenommen, die ganze Welt hätte vernünftigerweise ihre T-Shirts nur noch bei mir und nicht zum Beispiel bei h&m erworben, dann hätten die hauptberuflichen T-Shirt-Designerinnen der Welt zwar mehr Zeit für schönere Tätigkeiten gehabt, aber auch weniger Geld. Eingesparte Arbeit bedeutet meistens eingesparte Arbeitsplätze. Anderswo entsteht gleichzeitig neue Arbeit, aber nicht immer welche, die zu den jetzt unbeschäftigten T-Shirt-Designerinnen passt.

Das ist das eine Problem. Das andere besteht darin, dass ein gewisses Maß an Routine eigentlich ganz schön und erholsam ist. Ich bin meine eigene Chefin und kann nicht gekündigt werden. »Mehr Zeit für schöpferische Arbeit« ist für mich also ein reelles Versprechen. Aber will ich das? Der Autor Henry Miller listet in seinen privaten Regeln für das Schreiben die Ermahnung »When you can't create, you can work« auf: wenn man gerade mal nichts Neues hervorbringen kann, gibt es immer noch genügend anderes zu tun. Implizit sagt Miller damit, dass die schöpferische Arbeit anstrengender ist als die übrigen Arbeiten, und ich sage das auch. Auf keinen Fall will ich den ganzen Tag damit zubringen. Eventuell sind also auch andere Menschen gar nicht so dankbar, wenn man sie von ihren Routinetätigkeiten befreit.

Das Versprechen ist aber nicht nur eine kapitalisti-

sche Erfindung, um Sparmaßnahmen schöner aussehen zu lassen. Gottfried Wilhelm Leibniz begründete im 17. Jahrhundert seine Arbeit an einer mechanischen Rechenmaschine damit, es sei »ausgezeichneter Männer unwürdig, ihre Zeit mit sklavischer Rechenarbeit zu verlieren«[2]

Das lässt eine Welt denkbar erscheinen, in der eines Tages wirklich niemand mehr T-Shirts mit der Aufschrift »OCEAN WAVE SURFING« designen muss. Andererseits hat der Anfang September verstorbene Kulturanthropologe David Graeber in seinem 2018 erschienenen Buch über »Bullshit Jobs« beschrieben, dass die Arbeitszeit trotzdem nicht abnimmt, weil immer wieder überflüssige Tätigkeiten nachwachsen. Der Vorgang ist leider ganz unabhängig von der Abschaffung von Routinen. Routinearbeiten können sinnvoll und Nicht-Routinearbeiten vollkommen sinnlos sein. Und Bullshit Jobs gibt es überall. Wie man hört, sogar in der Astronomie.

---

2 Für die Suche nach der Quelle dieses Zitats habe ich länger gebraucht als fürs Schreiben der Kolumne. Die Details sind hier nachzulesen: twitter.com/kathrinpassig/status/1308750970407604224.

40

Mittelgutschlecht

Goodreads ist eins der unbekannteren bekannten Angebote im Netz. Um die 90 Millionen Menschen teilen dort mit, welche Bücher sie gerade lesen oder gelesen haben und wie sie diese Bücher fanden. Eventuell sind drei Viertel davon Frauen, das geht zumindest aus einem 2017 erschienenen Paper von Mike Thelwall und Kayvan Kousha hervor. Wenn Ihnen der Name trotzdem gar nichts sagt, heißt das nicht, dass Sie auf dem Grund eines Sees leben. Erstens kann man sowieso immer nur ein Prozent der im Netz vorhandenen Dinge kennen und nutzen (großzügig aufgerundet). Zweitens bin ich mit vielen Menschen befreundet, die Bücher lesen, aber nur ganz wenige dieser Menschen sind bei Goodreads. Daran hat sich in den elf Jahren seit meiner Anmeldung kaum etwas geändert, was ich schade finde. Es wäre so schön, nicht nur dann eine Buchempfehlung zu hören, wenn man sich zufällig trifft, das Gespräch zufällig auf Bücher kommt und die Freundin sich in diesem Moment zufällig erinnert, was sie seit der letzten Begegnung gelesen hat. Stattdessen könnte ich immer sehen, was die anderen gerade lesen und wie sie darüber denken.

Ich möchte die Plattform aber auch nicht dringend weiterempfehlen, denn eigentlich funktioniert fast nichts daran. Man kann Goodreads nur auf dieselbe Art gernhaben wie ein mäusezerfressenes altes Sofa. Die automatisch erzeugten Buchempfehlungen sind schlecht (wenn auch nicht ganz so schlecht wie bei

Amazon), die Navigation ist unübersichtlich, man findet nichts, und dieser Zustand ist seit vielen Jahren unverändert. Goodreads wurde 2013 von Amazon aufgekauft und auf irgendeinem Dachboden des Konzerns abgestellt. Seit Jahren hat sich hier kein Renovierungsteam mehr hinverirrt.

Wahrscheinlich ist Vernachlässigung noch das Beste, worauf man hoffen kann, wenn ein Projekt von einem großen Konzern aufgekauft wird, aber diese Hintergründe dienen nur der Einordnung für alle, die noch nie von Goodreads gehört haben. Ich möchte nur einen kleinen Aspekt des Archipel Goodreads beschreiben, nämlich das 5-Sterne-Bewertungssystem für die gelesenen Bücher.

Offiziell bedeuten die Sterne Folgendes: ein Stern »did not like it«, zwei Sterne »it was okay«, drei Sterne »liked it«, vier Sterne »really liked it«, fünf Sterne »it was amazing«. Vier der fünf möglichen Wertungen sind also positiv. Bei Amazon kann man Bücher (wie alle anderen Waren) ebenfalls mit einem 5-Sterne-System bewerten. Nur bedeuten die Sterne hier nicht dasselbe. Die Sterne-Erläuterungen bei Amazon lauten »I hate it« - »I don't like it« – »it's okay« – »I like it« – »I love it«. Nur drei der möglichen Bewertungen sind positiv. Obwohl die Skala auf den ersten Blick identisch wirkt, ist sie im Vergleich zu Goodreads um einen Stern verschoben.

Mein eigenes Bewertungssystem funktioniert noch einmal anders: ein Stern – kommt eigentlich nicht vor, denn wenn ich ein Buch so schlecht finde, lese ich es gar nicht zu Ende. Ich käme mir sonst vor wie jemand, der im Restaurant alles aufisst, um sich dann

zu beschweren, dass es wie Schlamm geschmeckt hat. Zwei Sterne – rundum schlecht, aber aus irgendeinem Grund habe ich das Buch immerhin ganz gelesen. Drei Sterne – das Buch hatte gute Stellen oder Aspekte, ich werde aber wahrscheinlich schon bald alles wieder vergessen haben. Vier Sterne – vielleicht gibt es kleinere Kritikpunkte, aber insgesamt war ich sehr zufrieden. Fünf Sterne - keine Ahnung, wie die Autorin oder der Autor das gemacht hat, so würde ich auch gern schreiben können. (Dadurch bekommen meine eigenen Bücher von mir nie mehr als vier Sterne.) Das untere Ende meiner Skala ist also das von Amazon, das obere entspricht ungefähr dem von Goodreads. Viele andere Nutzerinnen und Nutzer verwenden und erläutern ebenfalls individuelle Bewertungsskalen, die wenigsten scheinen sich an die Vorgaben zu halten. Die Null-Sterne-Bewertung ist ein Joker, der alles bedeuten kann von »noch schlechter als ein Stern« über »ich habe vergessen, eine Sternebewertung abzugeben« bis hin zu »Superbuch, aber ich schweige, weil ich mit der Autorin befreundet bin und keine Gefälligkeitsrezensionen mag« (siehe Kolumne #27). Trotz des scheinbar rationalen Systems machen alle, was sie wollen. Womöglich ist das bei Schulnoten nicht anders.

In Diskussionen darüber, was am Bewertungssystem dringend geändert werden müsste, fordern viele statt des Fünf-Sterne-Systems eines, das auch halbe Sterne ermöglicht oder eben zehn ganze Sterne. Nur so ließen sich die subtilen Unterschiede zwischen einem Buch, das ein bisschen besser als durchschnittlich und einem, das ein bisschen schlechter als gut ist, korrekt

erfassen! Manche wünschen sich sogar zehn Sterne in halben Schritten, also ein 20-Punkte-System. Der Vorteil so einer Skala wäre jedenfalls, dass es dann keine in Worten ausdrückbare Bedeutung einer bestimmten Sternemenge mehr gibt. Niemand stellt eine Tabelle auf, in der »Vierzehneinhalb Punkte: Ein dreiviertelgutes Buch mit mehr als drei, aber weniger als fünf kleinen Schwächen« bedeutet.

41

Normalvorhersagen

Im Dezember 2019 oder Januar 2020 nahm ich an einer Umfrage teil, wie viele Opfer diese gerade in China neu aufgetauchte Infektionskrankheit insgesamt fordern werde. »Unter 1000« gab ich an, denn schließlich hatte es in den letzten Jahren immer wieder mal Alarm wegen irgendwelcher Krankheiten gegeben, von denen man danach nicht mehr viel hörte.

Anfang April sollte ich, wieder im Rahmen einer Umfrage, eine Schätzung abgeben, wie viele Coronafälle Deutschland wohl am Ende des Monats haben werde. Ich rechnete eine Weile herum und trug schließlich »300.000« ein, eine Zahl, die erst sechs Monate später erreicht wurde.

Beim ersten Mal hatte ich die Sache unterschätzt, beim zweiten Mal überschätzt. Beide Meinungen hätte ich mit Sicherheit vergessen, wenn ich nicht an den jeweiligen Umfragen teilgenommen hätte. Ohne diese konkrete Erinnerung an meine Ansichten wäre ich heute überzeugt, die Gefahr erstens früher als andere erkannt und zweitens richtiger als andere eingeschätzt zu haben.

Eine Meinung aufzuschreiben hilft nicht dabei, realitätsnähere Meinungen zu haben. Es hilft aber immerhin dabei, später zu merken, dass man keine Ahnung hatte, und vielleicht sogar, warum. Meiner ersten Prognose lagen vage Erinnerungen an die SARS-Pandemie von 2002/2003 zugrunde, über die ich eigentlich gar nichts wusste, außer dass sie mich persönlich nicht be-

troffen hatte. »Bisher ist doch auch immer nichts passiert«, dachte ich, obwohl ich in anderen Kontexten einen so blöden Gedanken weit von mir weisen würde. Bei den Themen Klettern, Bergsteigen, Autofahren, Verhütung, Baden im Meer oder Umgang mit Lawinen habe ich genauer über Risikomanagement nachgedacht und weiß, dass »bisher ist doch auch nichts passiert« kein gutes Argument ist. Außerdem wollte ich lieber eine gelassene Person sein als eine überbesorgte, obwohl ich weiß, dass die Gelassenen manchmal sterben, weil sie es uncool finden, bei einem Feueralarm das Gebäude zu verlassen.

Der Psychologe Philip Tetlock forscht seit den 80er Jahren an den Bedingungen, unter denen Fachleute zu richtigeren Zukunftsvorhersagen gelangen. Sein letztes Buch handelt von »Superforecasters«, die mit ihren Prognosen weniger danebenliegen als andere. Die meisten von Tetlocks Ratschlägen sind für den Alltag nicht praktikabel. Hier wäre eher die Fähigkeit zum *Normalforecasting* gefragt und oft noch nicht einmal die, sondern nur ein halbwegs korrektes Modell der Gegenwart.

Ein auf uns Normalforecasterinnen übertragbarer Tipp ist aber das Führen eines Meinungstagebuchs, in dem man niederschreibt, was man in einer bestimmten Angelegenheit erwartet und warum. Es gibt sogar Vordrucke dafür. In meinem Fall hätte es bei der ersten Corona-Prognose geholfen, wenn ich vor dem Klicken auf die Antwort nicht nur darüber nachgedacht hätte, welche Option am richtigsten wirkte, sondern auch über meinen Gedankengang dahinter.

So ein Tagebuch setzt mehr Disziplin voraus, als ich

habe. Aber wenn man sich in sozialen Netzwerken, beim Bloggen, in Mails oder im Messenger schriftlich äußert, passiert die Dokumentation dort in Gesprächen ganz von allein. Anders als bei Briefen behält man meistens auch ohne weiteres Zutun eine Kopie des Gesagten für die eigenen Archive.

Eine weitere einfache Möglichkeit sind Wetten. Im September 2013 wettete ich mit einem Freund, dass es innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich sein werde, in einer deutschen Stadt ein fahrerloses Auto als Taxi zu rufen. Der Freund hielt das für ausgeschlossen. Ich war selbst unsicher. Damals hatte ich schon genügend falsche Vorhersagen gemacht, um zu wissen, dass ich zwar oft in der Sache richtig liege, mich aber verschätze, wie lange es bis dahin dauern wird. Dabei rate ich immer zu kurz, weil ich einfach nicht glauben will, wie langsam alles geht. Später habe ich mir die Regel notiert »Es dauert immer alles zwanzig Jahre, außer die Sachen, die noch länger dauern«. Aber 2013 hatte ich noch nicht eingesehen, dass ich das fahrerlose Taxi für 2033 hätte vorhersagen sollen anstatt für 2023, und jetzt wird es allmählich eng für meine Prognose.

Um welchen Preis wir gewettet haben, weiß ich nicht mehr. Darauf kommt es auch nicht an, es war die Wette selbst, die mir als Gedächtnisstütze dient. Wenn man niemanden findet, mit dem man wetten möchte, kann man der Vorhersage ein kleines, symbolisches Aktiengeschäft folgen lassen – vorausgesetzt, das Thema lautet nicht nur »das neue Telefon fällt bestimmt gleich ins Klo«, sondern ist von öffentlichem Interesse. War man im Unrecht, dann merkt man sich einen kostenpflichtigen Fehler leichter und kann aus

ihm lernen. Für korrekte Vorhersagen bekommt man Geld. In beiden Fällen ist man hinterher besser dran als vorher.

42

Frosch und Spork

Ende September verfolgte ich aus der Ferne eine Tagung, die in einem Seminarraum der Uni Essen stattfand. Dort saßen einige der Vortragenden, andere waren über das Videokonferenztool Zoom zugeschaltet. Die im Raum verteilten Mikrofone eigneten sich nicht gut für die Übertragung, so dass das Geschehen vor Ort klang, als würden die Vorträge unter Wasser gehalten. Es gab nur eine Kamera, die manuell auf die jeweils redende Person geschwenkt wurde, wodurch der Umriss dieser Person erahnbar wurde, nicht aber ihr Namensschild. Die Abwesenden hatten ihre eigenen Kameras und Mikrofone und waren daher groß im Bild und leicht zu verstehen. Ihre Namen wurden automatisch angezeigt.

Ich will mich nicht beschweren, das alles war schon ein Fortschritt. Noch vor wenigen Monaten hätte ich entweder nach Essen reisen oder die Tagung ganz verpassen müssen. Aber dass die Zugeschalteten besser zu verstehen waren und anwesender wirkten als die klassisch zur Tagung Angereisten, ließ mich wünschen, dass die Veranstaltung nicht »hybrid«, sondern gleich ganz im Netz stattgefunden hätte.

Dasselbe spielt sich derzeit in der hybriden Lehre an Universitäten ab. Schon wenn man ganz traditionell arbeitet, beansprucht die Kombination aus Inhaltsvermittlung, Zeitmanagement, Veranstaltungstechnik und sozialem Geschehen die Aufmerksamkeit der Lehrenden zu 100 Prozent. Bei einer Hybridveranstaltung

kommen alle Aufgaben der Onlinelehre hinzu, ohne dass dafür etwas wegfällt. Und bisher zeichnete sich alles, was mit Internet zu tun hat, in Universitätsgebäuden durch verlässliches Nichtfunktionieren aus. Der Aufwand, die Remote-Veranstaltungstechnik in Gang zu halten, ist daher noch höher als der für Bild und Ton vor Ort.

Wenn eine Hochschule Präsenz- und Onlinelehre nicht zeitgleich, sondern abwechselnd anbietet, erzeugt sie andere Konflikte. Liegt zwischen einem Kurs im Hörsaal und einem im Netz keine längere Pause, dann können die Studierenden nicht nach Hause fahren. Sie brauchen einen Arbeitsplatz mit Internet und einer Steckdose, und solche Plätze waren an Universitäten bisher knapp. Es geht bei Onlinekursen auch nicht um schweigenden Konsum – die Beteiligten müssen sich zu Wort melden und an Gruppenarbeit beteiligen können. Manche Unis stellen dafür Hörsäle zur Verfügung. Nur zur Erinnerung: Ursprünglich sollte die digitale Lehre dazu führen, dass die Studierenden eben nicht gemeinsam im Hörsaal sitzen.

Die Situation ähnelt einem Fall, den der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann in seinem Buch »Schmutzige Wäsche« beschreibt: Ein Ehepaar hat auf Anraten des Sohns einen Wäschetrockner gekauft. Der Mann ist wegen der ehelichen Arbeitsteilung und der Betriebskosten gegen den Einsatz des Geräts. Die Frau möchte keinen Ärger und hat daher einen Kompromiss gefunden: Die Wäsche kommt zuerst kurz in den Trockner und wird dann auf die Leine gehängt. Die Lösung wirkt im Rahmen des Systems logisch, auf Außenstehende nicht ganz so überzeugend.

Solche Wäschetrockner-Hybridsysteme sind überall. Im Juli berichtete das *Wired*-Magazin unter dem Titel »Hybrid Remote Work Offers the Worst of Both Worlds« über Unternehmen, in denen ein Teil der Angestellten von zu Hause arbeitet. Gemeinsame Räume gleichen unzulängliche Kommunikationsprozesse des Unternehmens aus, indem sie Zufallsbegegnungen und Gespräche an der Kaffeemaschine ermöglichen. Abwesende Teammitglieder werden in solchen Firmen immer Probleme mit dem Informationsfluss haben. Letztlich funktioniert die Zusammenarbeit dort reibungsloser, wo man »remote first« praktiziert, also alle Unternehmensprozesse auf die Abwesenden abstimmt.

Dass hybride Konzepte das Schlechteste aus zwei Welten vereinen wie in der *Wired*-Überschrift, ist ein üblicher Vorwurf. Am häufigsten liest man ihn im Zusammenhang mit Autos: Wo ein elektrisches und ein Verbrennersystem verbaut ist, bekommt man auch die Komplikationen und Fehlerursachen beider Systeme. Andererseits dachte ich um 2003 herum genauso über in Handys eingebaute Kameras und hatte damit unrecht. Außerdem besitze ich einen Spork, ein Zwischending aus Löffel und Gabel, der mir schon oft gute Dienste geleistet hat. Auch der Frosch lebt auf dem Land und im Wasser, ohne dass man ihm daraus einen Vorwurf machen könnte. Irgendwie muss es also möglich sein, funktionierende Hybridsysteme von dysfunktionalen zu unterscheiden.

Es ist vielleicht nicht die günstigste Idee, auf hybride Lösungen zu setzen, nur weil man sich nicht entscheiden will, so wie die Evolution beim Frosch oder die Universitätsverwaltung während einer Pandemie. Zum

Problem wird die Hybridlösung aber erst dort, wo eine entscheidende Ressource zu knapp ist: Geld, Ausstattung, Räume, Aufmerksamkeit, Personal, Arbeitszeit. Irgendwas wird dann zwangsläufig weggelassen, und es ist wahrscheinlich nicht das, wogegen man sich gemeinsam entschieden hätte. Außerdem sieht man wie jemand mit sehr merkwürdigen Wäschetrocknungsgewohnheiten aus.

43

Hemd und Haltung

Neun Jahre lang hatte ich einen T-Shirt-Shop bei der Firma Spreadshirt. Spreadshirt ist eine Plattform, die einem fast die ganze Arbeit abnimmt: Shirts einkaufen, bedrucken, versenden, Geld kassieren. Ich brauchte nur die digitalen Motive zuzuliefern und hatte mit den Mühen der Materie nichts zu tun. Da ich meine T-Shirt-Motive mit Hilfe eines Zufallsgenerators herstellte, war es ein bequemes Dasein.

Leider wurde im Frühjahr 2020 unübersehbar, dass Spreadshirt ein Problem hat. Auslöser waren dort angebotene Kleidungsstücke mit Judenstern und der Aufschrift »nicht geimpft«. Im Zuge der Berichterstattung fiel schnell auf, dass die Shops auf der Plattform allgemein voll mit rassistischen Motiven, Nazi-Symbolen, Verschwörungsmythen und Coronaleugnerei waren. Diverse Shops, darunter auch meiner, beendeten daraufhin die Zusammenarbeit mit Spreadshirt.

Einen Monat später veröffentlichte das Unternehmen ein Statement des CEO Philip Rooke. Darin standen schöne Dinge wie »Rassismus, Sexismus oder Diskriminierung haben nie und werden nie ein Zuhause auf unserer offenen Plattform finden. Wir widersetzen uns ihnen von ganzem Herzen, weshalb sie in unseren Community-Richtlinien eine zentrale Rolle spielen.« Der erste Satz hat nichts mit der Realität zu tun. Der zweite stimmte teilweise: In den Community-Richtlinien stand, wogegen man in der Theorie war.

Es spielte nur in der Praxis keine Rolle. Richtlinien sind kein Zauberspruch, man muss schon Ressourcen in deren Umsetzung investieren. Wenn die Regeln nur gelegentlich und erst nach öffentlichen Protesten durchgesetzt werden, kann man als Unternehmen auch gleich »wascht uns, aber macht uns nicht nass« in die Pressemitteilung schreiben.

In Rookes Statement heißt es: »Wir sind stolz darauf, dass wir viele inakzeptable Inhalte aus den über 100000 Designs, die wöchentlich in unsere Systeme hochgeladen werden, erfassen und entfernen.« Anlass zum Stolz sehe ich hier keinen. Über 100000 Designs pro Woche sind eine handhabbare Menge. Wenn man das Eingereichte auch nur nach den naheliegendsten Stichworten (»Merkel«, »Corona«, »Deutschland«) gefiltert und die Ergebnisse noch einmal einem Menschen vorgelegt hätte, wäre keins der Motive, die Spreadshirt im Laufe des Jahres so schlechte PR beschert haben, in den Verkauf gelangt.

Spreadshirt wäre dabei theoretisch sogar in einer vorteilhafteren Lage als viele soziale Netzwerke: Anderswo ist es eine Sache von wenigen Minuten, sich nach einer Sperrung unter anderem Namen neu anzumelden. An den Spreadshirt-Shops hängen Menschen mit Konten und Steuernummern, deren Shops man bei wiederholten Verstößen schließen könnte. Dass sich die Problemfälle trotzdem so häufen, spricht für die Vermutung des Cartoonisten Ralph Ruthe, der Spreadshirt ebenfalls verlassen hat: »Man kann den Eindruck bekommen, dem Unternehmen wäre es im Prinzip egal, dass es mit derartigem Content Geld verdient.«

Spreadshirt ist wahrscheinlich nur ein durchschnittlich haltungsloses Unternehmen, aber eines in einer besonders unpraktischen Marktposition. Am einen Ende des Druckanbieter-Spektrums gibt es Firmen, die im Hintergrund alles mit (vermutlich) allem bedrucken. Den Shop muss man sich unter einer eigenen Adresse selbst bauen. Die Druckfirma druckt und liefert aus, bleibt aber nach außen ungenannt und steht nicht als Adresse für Beschwerden zur Verfügung.

Am anderen Ende des Spektrums stehen Druckfirmen, die sich von vornherein aussuchen, wer auf ihrer Plattform einen Shop betreiben darf. Dort finden sich meistens Grafikprofis, die sich bereits anderswo einen Namen gemacht haben. Mit Microsoft Word gestaltete »Corona Lüge«-Shirts wird man bei solchen Unternehmen nicht finden.

Bei Spreadshirt treffen die ungünstigsten Aspekte beider Geschäftsmodelle zusammen. Einerseits sind die individuellen Shops auf der Spreadshirt-Plattform angesiedelt und das Unternehmen muss zu den Inhalten Stellung beziehen. Andererseits können in diesen Shops alle machen, was sie wollen. Mit den daraus resultierenden Konflikten ist Spreadshirt nicht allein, die US-Firma Teespring steht wegen ganz ähnlicher Probleme in der Kritik. Eine einfache, automatische oder unparteiische Lösung gibt es nicht. »Wir drucken alles« ist bereits eine Position, und sie ist keineswegs neutral.

Im Oktober teilte Spreadshirt in einem Blogbeitrag mit, man habe jetzt die Communitystandards überarbeitet: »Wir haben den Abschnitt zu ›Hetzerischen Inhalten (Hate Speech)‹ erweitert und außerdem einen

neuen Abschnitt zum Thema ›Schädigende, irreführende Inhalte‹ hinzugefügt.« Community-Richtlinien sind leicht und billig zu ändern. Über die tatsächliche Praxis sagen sie wenig aus. Es dauert immer noch nur ein paar Sekunden, bei Spreadshirt Nazisprüche und Coronaleugnerei zu finden. Was zählt, sind nicht die blumigen Statements. Was zählt, ist, was am Ende auf den T-Shirts steht.

44

Wolkenanguck-Time

»Du bist schon viel an deinen Geräten, oder?«, fragte mich im Sommer ein eher untechnisch interessierter Freund. Er fragte es nicht etwa, weil ich während unseres Gesprächs ständig auf mein Handy geguckt hätte, denn ich benehme mich gesittet und gucke nur aufs Handy, während die andere Person das auch tut. Es muss eine Vermutung aufgrund meiner Gesprächsthemen oder Berufstätigkeiten gewesen sein. Ich hielt seine Frage für eine Variante von »Du liest schon viel, oder?« und beantwortete sie unbesorgt. Ob ich mir deshalb Sorgen mache, wollte der Freund wissen, und ob ich meine Screentime messe. Er fragte es so, als sei es das Normalste der Welt. Offenbar schien es ihm selbstverständlich, dass ein Gespräch über Gerätegebrauch immer auch eines über Screentimebesorgnis ist.

Bis zu diesem Tag war ich nicht auf die Idee gekommen, dass man als erwachsener Mensch die eigene Screentime messen könnte, schon gar nicht mit dem Ziel, sie zu reduzieren. Das Wort Screentime befand sich gar nicht in meinem aktiven Wortschatz, so wenig wie Printmedien-Time oder Wolkenguck-Time. Das Konzept erinnerte mich an die Zeit, in der meine Mutter die Anzahl der Bücher beschränkte, die ich gleichzeitig aus der Stadtbücherei ausleihen durfte. Wenn ich heute davon erzähle, lachen die, die es hören.

Ich war zu überrascht, um das Thema zu vertiefen. Später berichtete ich im Redaktionschat des

Techniktagebuch-Blogs von dem Vorfall und erfuhr, dass manche Handys inzwischen mit Einstellungen für »Digitales Wohlbefinden und Kindersicherung« ausgeliefert werden. Wenn man einstellt, dass man das Telefon nicht öfter als 50 Mal pro Tag entsperren möchte, und an diesem Vorsatz scheitert, meldet das System »Sie haben Ihr Ziel nicht erreicht. Sie haben Ihr Telefon heute 51-mal entsperrt.« Selbst wenn ich annähme, dass sich mein digitales Wohlbefinden auf diese Art steigern ließe, würde mir das wenig nützen. Ich entsperre mein Telefon einmal am Tag, morgens nach dem Aufwachen. In den nächsten 14 Stunden brauche ich es ja.

Eigentlich ist es seltsam, dass wir dieses Gespräch im Sommer 2020 führten. Screentime-Besorgnis hat gerade nicht so viel Konjunktur wie in den Vorjahren. Coronabedingt ist von unentbehrlichen Geräten die Rede, die den Zugang zu Arbeit, Wissen und Sozialleben ohne Ansteckungsrisiken ermöglichen. Die Jugend wird nicht mehr für ihr maßloses Glotzen in die Geräte getadelt, seit man sie stattdessen für angeblich maßloses Rausgehen und Feiern tadeln kann.

Es ist unübersehbar geworden, wie unbrauchbar »Screentime« immer schon als Begriff war. Ein Mensch, der in ein Gerät guckt, kann dort Bücher lesen, Kontakt zu Freundinnen, Freunden und Verwandten halten, die nicht am selben Ort leben, Geld verdienen, Filme gucken, Spiele spielen, in diesen Spielen Freundschaften mit Menschen pflegen. Nur weil alle diese Funktionen ins selbe Gerät gewandert sind, lassen sie sich überhaupt mit einem pauschalen Begriff kritisieren. In Wirklichkeit geht um viele

verschiedene Tätigkeiten, und das macht es sinnlos, die Beschäftigung mit dem Gerät in Minuten oder Entsperrvorgängen zu messen. Nicht einmal die Apps untereinander sind sich einig: Manche E-Book-Apps messen die in ihnen verbrachte Zeit und loben gerade das, was Screentime-Apps kritisieren: »Sie haben Ihre Lesezeit diese Woche erreicht«.

Es gab auch vor dem Frühjahr 2020 gute Gründe dafür, viel auf ein Display zu gucken. Für manche Menschen funktionieren Beruf, Freundschaft, Kommunikation, Unterhaltung oder politische Beteiligung durch Geräte vermittelt besser – sei es, weil sie aus technischen oder gesundheitlichen Gründen in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, in einer entlegenen Gegend wohnen oder an einem zentralen Ort wohnen, aber fern von Familie und Freundeskreis. Das alles war auch vor Corona für viele so, die das seit den 1970er Jahren zu erklären versucht haben. Neu ist nur, dass jetzt endlich fast alle verstehen, was gemeint ist. Es gibt nicht mehr so viele Menschen, die die klare Trennung »hier Freundschaft, Arbeit, Lernen, da irgendwelche störenden Blinkedinge« praktizieren.

Ich finde, man sollte am eigenen Handy auch eigene Ermahnungen einstellen können: »Sie haben Ihr Telefon heute nur 10-mal entsperrt. Sie gehen wohl nicht mit offenen Augen durch die Welt? Lesen Sie auch mal einen Wikipediaeintrag, wenn Sie unbekannten Dingen begegnen!« oder: »Sie haben Ihr Telefon heute kein einziges Mal entsperrt. Wohl wieder den ganzen Tag offline herumgelungert? Geben Sie's zu – selbst Quizduell wäre besser gewesen als das, was Sie in der Zeit gemacht haben, in der Sie nicht aufs Telefon

geguckt haben.«

45

Heimarbeit der 60er

1957 muss die Softwareentwicklerin Elsie Shutt drei Monate vor der Geburt ihres ersten Kindes aufhören, für ihr Unternehmen zu arbeiten, so schreibt es der Staat Massachusetts vor. Um die Pause zu überbrücken, übernimmt sie als Freelancerin eigene Aufträge und gründet wenig später ein eigenes Unternehmen namens *Computations, Inc.*, in dem sie Freundinnen beschäftigt, die ebenfalls schwanger sind oder kleine Kinder haben. 1963 gründet die Softwareentwicklerin Stephanie Shirley in Großbritannien ebenfalls anlässlich ihrer ersten Schwangerschaft die Firma *Freelance Programmers Ltd*, später *FI International*.

Wahrscheinlich sagt Ihnen keiner dieser Namen etwas, wenn Sie nicht zufällig das Buch »Re-Coding Gender« von Janet Abbate gelesen haben, das die beiden Firmengeschichten dokumentiert. Aber Stephanie Shirleys Firma FI war in den 1980er Jahren eins der erfolgreichsten Softwareunternehmen Großbritanniens. Die Gründerin zog sich in den frühen 1990er Jahren als Multimillionärin aus dem Tagesgeschäft zurück. Viele ihrer Mitarbeiterinnen wurden durch den Börsengang der Firma in den 90er Jahren ebenfalls reich. Shutts und Shirleys Firmen waren die einzigen Softwareunternehmen in beiden Ländern, die ausschließlich Frauen beschäftigten, die in Teilzeit von zu Hause aus arbeiteten und überwiegend Mütter kleiner Kinder waren. Damals ging das, heute würden Gleichstellungsgesetze es untersagen.

Wenn Sie an Softwareentwicklung in Heimarbeit denken, sehen Sie wahrscheinlich eine Frau vor sich, die zu Hause vor dem Computer sitzt. So färbt die Gegenwart das Bild der Vergangenheit. Aber Computer füllten bis in die sechziger Jahre hinein ganze Zimmer. Auf den Schreibtischen der Programmiererinnen gab es daher nur Papier. Der Code wurde auf Papier entwickelt, dann auf Lochkarten gestanzt und auf dem Großrechner des beauftragenden Unternehmens getestet. Das Ergebnis nahm man als Ausdruck auf Endlospapier zur Fehlerbehebung wieder mit nach Hause.

Mitte der 1980er Jahre übergab Stephanie Shirley die Leitung ihres Unternehmens an die Softwareentwicklerin und Managerin Hilary Cropper. FI blieb ein familienfreundliches Unternehmen mit vielen Frauen in Führungspositionen, verabschiedete sich aber vom ursprünglichen Konzept. In einem Interview im Jahr 2000 erklärt Cropper in einem Interview, man habe bei FI früher auf Heimarbeitsplätze gesetzt, »which nobody does now«. Das ist nicht ganz falsch, aber eine seltsame Aussage, denn auch zur Zeit der Gründung ihrer Firmen waren Shutt und Shirley offenbar die Einzigen, die in der Softwarebranche ganz auf räumlich verteilte Teilzeitarbeit setzten.

Dass »niemand so was macht« hat vor allem damit zu tun, dass für die Organisation verteilter Arbeit zunächst einmal jemand mehr nachgedacht haben muss als für die Organisation von Arbeit im gleichen Gebäude. Abstimmungsvorgänge, die traditionell durch Meetings, durch Zufallstreffen oder durch Über-die-Schulter-Gucken am Schreibtisch passieren, müssen

bewusst angelegt und schriftlich dokumentiert werden. In Stephanie Shirleys Unternehmen gab es »sehr wenig Einführung durch Anwesende, aber ein großes Kochbuch mit Anleitungen, wie man einen Brief schreibt, wie man auf dies reagiert, wie man jenes erledigt, wie man die Arbeitsergebnisse abnehmen lässt und so weiter«. Diese Form des Managements erwies sich als so erfolgreich, dass Shirley ihre Techniken für die Arbeit mit Teilzeit-Freelancerinnen an eine US-Firma lizenzieren konnte. Das alles war also schon in einer Zeit lange vor Dropbox, Google Drive, Trello, Zoom und den anderen Zusammenarbeitswerkzeugen der Gegenwart machbar. Ein Telefon und gelegentlicher Zugang zu einem Rechner reichte.

Weil es einfacher ist, Menschen gemeinsam in ein Gebäude zu stecken, braucht man für die Entwicklung von Methoden für die räumlich verteilte Arbeit vor allem Motivation. Stephanie Shirley und Elsie Shutt waren dadurch motiviert, dass sie trotz Familiengründung weiter als Softwareentwicklerinnen arbeiten und das auch anderen Frauen ermöglichen wollten. Derzeit bringt das Coronavirus Unternehmen und Organisationen dazu, sich etwas schneller als bisher Verfahren für die Zusammenarbeit auszudenken, die nicht »ich geh mal schnell rüber ins andere Büro und wir gucken dort gemeinsam auf einen Monitor« lauten.

Aber Familienfreundlichkeit hin, Coronavirus her, man muss es wollen. Gerade Unternehmen oder Institutionen, in deren Selbstbild Gebäude eine wichtige Rolle spielen, tun sich damit schwer. Und die richtigen Personen müssen es wollen, denn dass sich die Arbeitnehmerinnen danach sehnen, genügt nicht: 74%

aller Frauen (und 56% der Männer) wünschten sich in einer Umfrage im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales im Sommer 2020 einen Rechtsanspruch auf mobiles Arbeiten. Die Umstellung passiert nicht aufgrund irgendwelcher Rahmenbedingungen von allein. Dafür genügt nicht einmal eine Pandemie.

46

Über alles reden

Früher oder später wollen immer alle über alles reden. Man ruft irgendwas ins Leben – eine Fußpilz-Selbsthilfegruppe, einen Online-Buchclub, eine WhatsApp-Gruppe zur Planung eines Urlaubs, einen Mailverteiler für die Kommunalpolitik. Anfangs benehmen sich alle Beteiligten gut und reden nur über Fußpilz, Bücher, Urlaubspläne und Umgehungsstraßen. Aber schon kurze Zeit später wird im Buchclub über Umgehungsstraßen geredet, in der Politikgruppe über Fußpilz, und an allen vier Orten über Urlaub. Damit sind alle unzufrieden, aber niemand kann etwas daran ändern.

Es geht nämlich bei Meinungsverschiedenheiten im Netz gar nicht immer um Beschimpfungen oder unverlangte Penisbilder. Viel häufiger sind die Konflikte, die auch und vielleicht sogar besonders bei nettem Umgang miteinander auftreten. Eigentlich wollen alle, dass es in einer Gruppe, die sich zur Unterstützung des einheimischen Eichhörnchens gegründet hat, vor allem um Eichhörnchen geht. Aber dann entläuft ein Hund, eine Teilnehmerin sucht ganz dringend eine neue Wohnung oder in den USA sind Wahlen, und in diesem Ausnahmefall geht es nicht anders: Es muss kurz vom eigentlichen Thema abgewichen werden.

Das Geburtstagsparadoxon besagt: »Befinden sich in einem Raum mindestens 23 Personen, dann ist die Chance, dass zwei oder mehr dieser Personen am gleichen Tag Geburtstag haben, größer als 50 Prozent.«

Weniger bekannt: Ab einer Gruppengröße von 23 Personen liegt auch die Chance, dass an einem beliebigen Tag im Jahr eine Wohnung oder ein entlaufener Hund gesucht wird oder es sonstige gute Gründe gibt, ein sachfremdes Thema anzuschneiden, bei mehr als 50 Prozent.

Falls alle bei der Gründung der jeweiligen Gruppe so vorausschauend war, eine Person mit besonderen Rechten auszustatten, kann diese Person jetzt moderierend eingreifen. Sie kann die Beteiligten freundlich darum bitten, zum Thema Eichhörnchen zurückzukehren. Diese Amtshandlung hat zwei Nachteile. Erstens stellt sie selbst eine Abweichung vom Eichhörnchenthema dar. Zweitens ist die Mahnung zahnlos, denn die Moderatorin kann die Betreffenden auch bei wiederholten Themaverfehlungen nicht vor die Tür setzen. Gerade die, die am meisten zum eigentlichen Thema der Gruppe beitragen, sind wahrscheinlich gleichzeitig die häufigsten Themaverfehler.

Dazu kommen die Fälle, in denen es geradezu unhöflich wäre, *nicht* vom Thema abzuweichen: Ein wichtiger Feiertag steht bevor. Ein neues Jahr beginnt. Jemand hat Geburtstag. Das Geburtstagsparadoxon wäre eigentlich zu ergänzen um den Zusatz: Befinden sich in einem virtuellen Raum mindestens 23 Personen, dann wird jeden Tag eine dieser Personen Geburtstag haben. Jedenfalls gefühlt, denn es dauert ja auch eine Weile, bis alle wieder fertig sind mit dem Gratulieren. Auch wer lieber über das ursprünglich vorgesehene Thema reden würde, kann in so einer Situation nicht einfach schweigen, das wäre zu unfreundlich. An vielen Orten sind die Beteiligten auch gar nicht versammelt, weil

sie unbedingt in einem Buchclub sein wollten, sondern weil sie einander mögen. Die Geburtstagsglückwünsche sind also ein legitimes, wenn nicht sogar das wichtigste Thema.

Wird beschlossen, zusätzlich zum Hauptthema einen Nebenkanal zu schaffen, in dem alle über alles reden können, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sich die gesamte Diskussion in den Nebenkanal verlagert. Auch wenn es wirklich einmal um das vorgesehene Thema gehen sollte, wird das Gespräch im Kanal »Sonstiges & Fun« stattfinden.

Es gibt für dieses Problem drei Lösungsmöglichkeiten. Erstens kann, wer das Wohl des einheimischen Eichhörnchens befördern will, eine Fußpilz-Selbsthilfegruppe gründen und abwarten, bis die Gespräche von allein in Richtung Eichhörnchenhilfe mäandern. Die zweite Möglichkeit: Einfach alles bei der Gründung »über alles« nennen, offizielles Thema und Ziel ist das Reden über alles, Schwerpunkt Geburtstagsglückwünsche. Die dritte Option: Kommunikation überhaupt unterbinden. Dafür hat man sich beim Musikspiel »Beat Saber« entschieden, das es seit einigen Wochen auch als Multiplayer-Version gibt. Fünf Leute können darin gegeneinander antreten. Zu sehen sind die anderen jeweils als Spielfigur, die nur aus Kopf, Rumpf und Händen besteht. Die Kopfbewegungen werden von der VR-Brille getrackt, die Handbewegungen von den Controllern, die man in den Händen hält, und was der Rumpf macht, erfindet die Software einfach dazu. Obwohl es technisch ganz einfach gewesen wäre, eine Kommunikationsmöglichkeit einzubauen – die VR-Brille enthält Kopfhörer und

ein Mikro –, hat die Firma Beat Games darauf verzichtet. Die Spielenden können einander nur freundlich zuwinken, mehr nicht. So wird jede Uneinigkeit über passende und unpassende Gesprächsthemen elegant vermieden.

47

Seltsame Gestalten

Die New York Times berichtete Anfang November unter dem Titel »The Digital Nomads Did Not Prepare for This« über Menschen aus den USA, die ihrer Arbeit vom Laptop in Mexiko, Costa Rica, Portugal oder Thailand nachgehen und durch das Coronavirus in Probleme mit dieser Lebensweise geraten sind. Das bietet einerseits Anlass zu naheliegendem Spott, denn digitale Nomaden sind in vieler Hinsicht privilegiert. Nicht unbedingt in finanzieller Hinsicht – ein Grund für die mobile Arbeit sind oft die niedrigeren Lebenshaltungskosten im Aufenthaltsland. Aber das digitale Nomadentum setzt voraus, dass man einer Tätigkeit nachgeht, die sich von jedem Ort mit Internetzugang ausüben lässt, und Kinder sollte man möglichst auch nicht haben.

Das macht die digitalen Nomaden zwar nicht wesentlich privilegierter als beispielsweise Studierende im Ausland. Nur gibt es den Auslandsaufenthalt im Studium schon lange, alle haben sich daran gewöhnt und man stößt vermutlich in Redaktionskonferenzen nicht auf Interesse, wenn man einen Beitrag über das Luxusleben der Austauschstudierenden vorschlägt.

Dazu kommt ein Fokus in der medialen Berichterstattung auf Leute, die in einem Coworkingspace am Strand arbeiten und danach surfen gehen. Ich arbeite seit fünfundzwanzig Jahren ortlos und habe diese Kolumne schon an Bord von Fähren und Zügen, auf den Balkonen von Verwandten und Freundinnen sowie in

meinem alten Kinderzimmer geschrieben. Heute arbeite ich in der Wohnung meines Partners in Schottland, vor dem Fenster Nieselregen. Wenn ich fertig bin, gehe ich nicht surfen, sondern mit dem Hund vor die Tür. So bald wird hier niemand auftauchen, um mich über digitales Nomadentum zu interviewen.

Während die Befragten im New-York-Times-Beitrag herausfinden, dass eine Pandemie den international-nomadischen Berufsalltag erschwert, stellen gleichzeitig viele andere fest, dass sich ihre Arbeit eigentlich ganz gut außerhalb des Büros ausüben lässt. 2018 arbeiteten in Deutschland knapp 12 Prozent aller Berufstätigen »manchmal oder immer« von zu Hause oder anderswo. Der Anteil der Firmen, die das unterstützen, steigt schon länger kontinuierlich an, 2014 waren es 22 Prozent, vier Jahre später, noch vor Corona, schon 39 Prozent. Twitter und der Zahlungsdienstleister Square haben im Mai 2020 angekündigt, dass ihre Belegschaft künftig dauerhaft von zu Hause aus arbeiten darf. Dropbox stellt auf »remote first« um, die Nichtanwesenheit wird dort also zum Normalzustand und die Arbeit im Büro zur Ausnahme. Facebook und einige andere Unternehmen haben in der zweiten Jahreshälfte Stellenanzeigen für den Posten des »director of remote work« geschaltet.

Einer Studie des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales (BMAS) zufolge haben in Deutschland um die 37 Prozent der Befragten coronabedingt gerade zum ersten Mal im Homeoffice gearbeitet. Was man dabei dieses Jahr nicht so gut erkennen kann, ist der Unterschied zwischen »Arbeit von zu Hause« und »Arbeit außerhalb des Büros«. Derzeit existiert für die meisten

nur die Option des Zuhausearbeitens. Die Arbeit im Café oder im Coworkingspace fällt flach. Sobald sie wieder möglich ist, werden die Unterschiede zwischen den Konzepten »Arbeit zu Hause« und »Arbeit irgendwo, aber nicht in der Firma« klarer heraustreten. Noch weitgehend unsichtbar ist bisher, dass man, sobald ein Unternehmen Stellen anbietet, die vollständig *remote* sind, nicht mehr in der Nähe dieses Unternehmens zu wohnen braucht. 2020 arbeiten viele Menschen zu Hause, die bis dahin jeden Tag in die Firma gefahren sind. Natürlich leben sie immer noch in der Nähe des Arbeitsplatzes. Aber langfristig muss das nicht so bleiben.

Die Lebensweise der »digitalen Nomaden« wird dann so normal werden, dass sie keinen Namen mehr braucht. Wir haben schließlich auch keinen speziellen Ausdruck für Menschen, die telefonisch überall erreichbar sind. Oder für Menschen, die nicht mehr direkt neben dem Acker leben, auf dem ihr Essen angebaut wird.

Die erste Version irgendeiner Tätigkeit oder Lebensweise wirkt oft ein bisschen absurd, weil sie eben bisher noch nicht da war und die Umstehenden sich erst an den Anblick gewöhnen müssen. Vor allem ist sie meistens teuer und man sieht sie deshalb nur an wohlhabenden und privilegierten Menschen. Das war in den ersten Jahren des Handygebrauchs so, aber auch Fahrradfahrende mussten sich den Vorwurf fast das gesamte 19. Jahrhundert hindurch gefallen lassen. Meistens wäre es produktiver, nicht bei den elitären Aspekten und der Absurdität einer Tätigkeit stehenzubleiben, sondern zu fragen: Wenn das Fahrrad,

das Handy, das Arbeiten von überall eines Tages für breitere Bevölkerungsschichten zugänglich ist, welche Veränderungen wird das mit sich bringen? Dann hätte man eine Chance, nicht nur das Privileg und den albernen Anblick zu sehen, sondern auch die neuen Handlungsspielräume für alle.

48

Silicon Valleys

Die Schweiz ist überall. Allein in Deutschland gibt es einhundertvierundzwanzig Schweizen, fünf bis sechs davon liegen in Hessen: die Flörsheimer Schweiz, die Hessische Schweiz, die Hinterländer Schweiz, die Nassauische Schweiz und die Örksche Schweiz, die mit der Waldeckischen Schweiz entweder identisch ist oder auch nicht. Es scheint sich um eine Modeerscheinung aus dem 19. Jahrhundert zu handeln, jedenfalls beklagt sich Theodor Fontane 1862 in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« darüber, dass »die Schweize« jetzt immer kleiner würden. Ich entnehme diese Informationen einer langen Liste im Wikipediaeintrag »Schweiz (Landschaftsbezeichnung)«, aus der man unter anderem erfahren kann, dass Neuseeland als die Schweiz des Pazifiks gilt.

Die Schweiz des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts ist das Silicon Valley. Leider gibt es noch keine praktische Wikipedia-Liste, die alle Orte verzeichnet, an denen in Deutschland in den letzten fünfunddreißig Jahren ein Silicon Valley entstehen sollte. Dem *Spiegel*-Archiv zufolge kam zum ersten Mal 1986 jemand auf die Idee, dass es ein Silicon Valley nicht nur in Kalifornien, sondern auch in Deutschland geben könnte. Der Luft- und Raumfahrtkonzern Dornier wollte am Bodenseeufer expandieren. Jürgen Resch vom Bund Naturschutz wird zitiert: »Die Erweiterung leitet ein gefährliches Kapitel am deutschen Boden-

seeufer ein. Wir befürchten ein ›Silicon Valley‹ in einer weitgehend ländlichen Region, ein Ballungsgebiet, in dem für Landwirtschaft, Tourismus und Natur immer weniger Platz bleiben wird.« Es ist – zumindest im *Spiegel*-Archiv – das letzte Mal, dass die Entstehung eines Silicon Valleys befürchtet und nicht herbeigesehnt wird.

1991 kündigt der Leipziger Landrat Siegfried Horn an: »Wir werden das Silicon Valley des Ostens«. Er ist nicht der Einzige, der sich das für seine Region vorstellen kann. Lothar Späth will 1993 aus dem Saaletal ein »neues Silicon Valley« machen. In Dresden soll 1995 ein »sächsisches Silicon Valley« an der Elbe entstehen. In Berlin-Adlershof wird zur gleichen Zeit »ein deutsches Silicon Valley« geplant, also immerhin keine Konkurrenz zum »Silicon Valley des Ostens«, obwohl Adlershof weiter östlich als Leipzig liegt. Zwischen 1997 und 2005 wird es vorübergehend still um die deutschen Silicon-Valley-Pläne, aber nachdem man sich vom Crash der New Economy erholt hat, geht es weiter: »Claus Heinrich aus dem SAP-Vorstand … will das Neckartal gar zum Silicon Valley Deutschlands ausbauen. ›Wir haben leistungsfähige Universitäten und Unternehmen. Wir liegen genauso in einem Tal wie die Kalifornier und haben etwa so viele Einwohner. Warum sollte das nicht gelingen?‹«

Womöglich braucht man gar kein Tal, sondern nur eine Industriebrache, weshalb Berlin gleich drei Silicon Valleys plant: Neben Adlershof soll auch auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tegel »eine Art Silicon Valley für das Berlin von morgen« entstehen, berichtet der *Spiegel* 2013. Dazu kommt 2018 ein »deut-

sches Silicon Valley« auf dem Gelände des Siemens-Konzerns in Berlin-Spandau, womit »ein Signal für den Standort Deutschland« gesetzt werden soll. Die Region Stuttgart-Tübingen hat seit 2016 ihre eigene, vom Land Baden-Württemberg geförderte »Cyber Valley Initiative«. Die Frankfurter Rundschau berichtete 2019 über Hessens Digitalministerin Kristina Sinemus und ihre Pläne für ein »hessisches Silicon Valley«, und der saarländische Informatiker Michael Backes hoffte 2017 ein Silicon Valley im Saarland etablieren zu können, aber nur »ein kleines«. Inzwischen haben auch andere Branchen die Attraktivität eigener Silicon Valleys erkannt, so will Frankfurt am Main »das Silicon Valley des deutschen Fußballs« werden (FR 2019), während Schleswig-Holstein »schon lange das Silicon Valley der Milchwirtschaft« ist (Spiegel 2017).

Die Bremer Schweiz ist 30 Meter hoch und hat mit der echten Schweiz ungefähr so viel zu tun wie jedes beliebige deutsche Silicon Valley mit dem Original. Aber vielleicht ist es gar nicht so erstrebenswert, ein echtes Silicon Valley zu haben. Die Zeitschrift *Business Insider* berichtete im Mai 2020 von einer Umfrage unter Menschen, die im Silicon Valley für Technologieunternehmen arbeiten: Zwei Drittel würden umziehen, wenn sie dauerhaft ohne Anwesenheitspflicht arbeiten könnten. Das liegt an den extrem hohen Mieten und daran, dass man dort pro Jahr etwa zwei Arbeitswochen im Stau steht. Die Vorteile des Silicon Valley bestehen in der räumlichen Nähe vieler Technologieunternehmen. Wenn diese Technologieunternehmen gerade kollektiv entdecken, dass sich Anwesenheit am selben Ort überraschend gut durch noch mehr

Technologie ersetzen lässt, bleibt vom Standortvorteil gar nicht mehr so viel übrig. Die Industriebrachen und Hochschulgelände Deutschlands brauchen dann eben einen neuen Zukunftsplan für ihre Pressemitteilungen. Vielleicht passt hier und da noch eine kleine Schweiz hin.

49

Zu spät, zu spät

Im Jahr 1994, ich war 24 Jahre alt, wurde ich von Michael Rutschky für seinen Dokumentarfilm »Die Lebensalter« interviewt. Ich vertrat darin »den jungen Menschen«. Worüber wir für den Film geredet haben, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich aber daran, dass sich das Gespräch nach dem Ende der Aufnahme um meinen Computer drehte. »Für mich ist das zu spät«, sagte Rutschky, »in meinem Leben kommt mir so was nicht mehr ins Haus.« Das fand ich nicht richtig. Herr Rutschky war zwar zweifellos sehr alt (so alt wie ich zum Aufschreibezeitpunkt dieser Kolumne), aber zwanzig Berufsjahre hatte er doch sicher noch vor sich. Wollte er seine Texte für immer von Hand schreiben und Informationen über Filme in »Halliwell's Film Guide« nachschlagen statt in der schon damals viel umfangreicheren *Internet Movie Database*?

1997 kaufte ich mir für einen Urlaub auf Sizilien ein Buch über die Programmiersprache Java. Es hatte 448 Seiten und enthielt viele Übungen sowie eine CD mit Beispielen. Beides nutzte mir im Urlaub wenig, denn mein Computer war nicht transportabel. Ich las das Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Die Übungen musste ich mir eben vorstellen. Als ich damit fertig war, kam ich zu dem Schluss, dass es keinen Sinn hatte, jetzt noch nach einem Java-Job zu suchen. Schließlich gab es die Sprache schon seit zwei Jahren. Alle Softwareentwickler in meinem Freundeskreis kannten sich damit viel besser aus als ich. Es war zu spät.

Sascha Lobo beschrieb später in seinem Roman »Strohfeuer« auf autobiografischer Basis die Suche nach Java-Entwicklern auf einem leergefegten Markt: »Hier. Zehntausend. Das ist die Antrittsprämie, für denjenigen, der am Montag in Sassnitz Java programmiert. Und den Vertrag für sechs Monate unterschreibt, natürlich.« Die Handlung spielt im Jahr 2000. Es wäre überhaupt nicht zu spät gewesen, 1997 in diesen lukrativen Beruf einzusteigen. Ich hätte sogar noch drei Jahre Zeit gehabt, die Übungen aus dem Buch auch wirklich zu machen.

Natürlich kaufte ich auch keine Aktien irgendwelcher Unternehmen im Netz. Als es noch früh gewesen wäre, hatte ich kein Geld, und als ich dann Geld hatte, war es schon fast 2005 und jetzt aber wirklich zu spät dafür.

Im Frühjahr 2008 spielte ich mit dem Gedanken, mich bei Twitter anzumelden, kam mir aber blöd vor, weil alle anderen schon alle bei Twitter waren. Es gab den Dienst ja schon über ein Jahr. Jetzt noch damit anzufangen, war sicher peinlicher, als es für immer sein zu lassen. Zum Glück äußerte ich diesen Gedanken laut in Gegenwart von Sascha Lobo, der allgemein eine realistischere Vorstellung als ich davon hat, wann es zu spät ist. Und so kam es, dass ich mich doch noch anmeldete, zu einem Zeitpunkt, der aus heutiger Sicht pionierhaft früh wirkt.

Fehler kommen vor, dagegen kann man nichts machen. Man sollte sich nur bemühen, nicht öfter als etwa zehn Mal genau denselben Fehler zu machen. Deshalb bin ich jetzt etwas klüger. Wenn man mich 2020 zu einem Meeting, einer Tagung oder einem Projekt einlädt

und das Ganze schon wieder auf einer neuen Plattform für die Remote-Zusammenarbeit stattfindet, denke ich zwar immer noch »Hilfe, bestimmt benutzen alle anderen das Ding schon ewig und ich bin die letzte, die davon keine Ahnung hat«. Aber gleich danach denke ich den vernünftigeren Gedanken »Haha, nein, sicher nicht.«

Es ist nämlich für überhaupt nichts zu spät. »Mit ein paar Ausnahmen«, wollte ich schreiben, »zum Beispiel ist es wahrscheinlich zu spät, sich noch in die Benutzung mechanischer Kurbelrechenmaschinen einzuarbeiten«. Dann fiel mir wieder ein, dass ich mich 2014 in die Benutzung mechanischer Kurbelrechenmaschinen eingearbeitet habe. Es hat Spaß gemacht und ich will nicht ausschließen, dass mich eines Tages sogar einmal jemand für einen Vortrag über Kurbelrechenmaschinen bezahlen wird. Auch für eine Beschäftigung mit der 1959 entwickelten Programmiersprache Cobol wäre es keineswegs zu spät. Auf Cobol basieren heute noch so viele Prozesse in den Geschäftsbereichen, die in den 1960er und 70er Jahren digitalisiert wurden – Banken, Verwaltung, Flugbuchungssysteme – dass die Auftragslage der oben von Sascha Lobo beschriebenen ähnelt. Und falls jemand glauben sollte, es sei jetzt aber wirklich zu spät, ins Thema Onlinehandel zu investieren: Der Onlineshoppinganteil beträgt derzeit ungefähr 10 Prozent vom Einzelhandelsumsatz in Deutschland. Nicht einmal äußerste Verschlafenheit kann uns daran hindern, Early Adopter zu werden.

Herr Rutschky übrigens hat sich doch noch einen Computer zugelegt, irgendwann zwischen 2000 und 2005. Zu Beginn dieses Zeitraums gab es in der Hälfte

aller deutschen Haushalte noch keinen PC, am Ende in einem Drittel. Er war also nicht einmal besonders spät dran.

50

Leben ohne Amazon

»Bei Amazon möchte ich derzeit nichts bestellen«, schrieb ich im März 2020 im Techniktagebuch-Blog, »offenbar herrschen in den Logistikzentren Überlastungszustände wie kurz vor Weihnachten.« Es gab zu der Zeit noch unschönere Dinge als sowieso schon über die Zustände in den Amazon-Logistikzentren zu lesen, Covid-Schutzmaßnahmen und Krankschreibungsmöglichkeiten fehlten, sodass selbst meine aus historischen Gründen bis dahin ziemlich unerschütterliche Zuneigung zu dem Unternehmen an ihr Ende gelangte.

Anderswo zu kaufen war nicht ganz so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Meine Erfahrungen damit stammten größtenteils aus den ersten Jahren des Onlinehandels, als den meisten Unternehmen noch die Übung im Umgang mit dem komischen neuen Internet fehlte. Wie sich jetzt herausstellte, hat der Rest der Welt aufgeholt. Es kann aber auch 2020 noch erstaunlich schwer sein, bei Unternehmen zu bestellen, die nicht Amazon heißen.

An dieser Stelle muss ich zugeben, dass es auch bei Amazon nicht ganz einfach ist und in den letzten Jahren eher noch komplizierter wurde. Wie man es vermeidet, beim Bestellen versehentlich ein Prime-Abonnement abzuschließen, ist wahrscheinlich Thema von Volkshochschulkursen oder sollte es jedenfalls sein. Aber zumindest steht man nicht immer wieder vor neuen Überraschungen und Hindernissen,

sondern kann sich an ein bekanntes Sortiment von Hindernissen gewöhnen.

Meine Probleme mit der Nicht-Amazon-Welt beginnen bei jedem Kauf mit der Frage, wo man diese Produktkategorie jetzt wieder am sinnvollsten bestellt. Irgendwo gibt es einen Shop mit intelligenten Suchmöglichkeiten, tatsächlich lieferbaren Produkten, nachvollziehbaren Portokosten und mehr als einer Bezahlmöglichkeit. Ich muss ihn nur finden. Das wird nicht leichter dadurch, dass sich hinter schön klingenden Unternehmensnamen gern das absurdeste Nichtfunktionieren verbirgt, während der gute, zuverlässige Shop unter der Adresse *11elf-zahnbuerstenbilliger-schnaeppchenmarkt.tw* wohnt.

Wenn ich fündig geworden bin, muss ich ein neues Kundenkonto anlegen und dabei den Sonderwünschen der jeweiligen Unternehmen nachkommen (Passwort aus genau acht Zeichen, davon zwei Konsonanten, drei Primzahlen und mindestens zwei, aber höchstens vier Sonderzeichen, nein, nicht diese Sonderzeichen, andere!). Ich lege die Ware in meinen Warenkorb, gebe die Rechnungsadresse und die abweichende Lieferadresse ein und erfahre zu diesem Zeitpunkt wahlweise, dass das Unternehmen zollpflichtig aus den USA / nur an britische Rechnungsadressen / nicht an Packstationen / ausschließlich an Packstationen / voraussichtlich in vier Monaten / ohne Rechnung / mit Rechnung, aber ohne Ausweis von Umsatzsteuer / nur mit exotischen Bezahlverfahren / nur gegen genau passende Barzahlung bei der Zustellung / unter einem Mindestbestellwert von 20 Euro gar nichts liefert. Oder wenn, dann nur mit diesem einen Logistikpartner, der noch nie ein

Päckchen erfolgreich zugestellt hat.

Ich weiß, dass viele von Ihnen an dieser Stelle denken: »Warum kauft Frau Passig nicht einfach in einem Laden wie andere Menschen auch und rettet so unsere Innenstädte?« Im März und April war das keine Option, weil diese Läden geschlossen hatten. Weitere dreieinhalb Monate des Jahres habe ich in einem Dorf verbracht, in dem es außer Lebensmitteln überhaupt nichts zu kaufen gibt. In den übrigen Jahren meines Lebens bin ich einfach nie gern in Läden gegangen, ich fürchte mich vor Beratung und halte es für möglich, Innenstädte mit etwas anderem zu füllen als mit Mediamärkten und h&m-Filialen.

Für Onlineshops gibt es Dienstleistungsunternehmen wie Stripe, die ihnen die gesamte Abwicklung des Bezahlvorgangs abnehmen. Der Shop selbst braucht keine Abteilung, die sich mit den Feinheiten länderspezifischer Bezahlverfahren oder Steuerregeln und deren täglicher Aktualisierung befasst. Das übernimmt alles der Bezahldienst im Hintergrund. Es ist schön, dass der Versandhandel auf diese Art ein weniger kompliziertes Leben führt. Noch schöner wäre es, wenn ich auch als Kundin Dienstleistungsunternehmen einschalten könnte, die sich stellvertretend für mich mit den unendlichen Möglichkeiten von Kundenkontenverwaltung, Passwortvergabe, Adressformulargestaltung, Bezahlverfahren und Lieferbedingungen auseinandersetzen. Ich bräuchte nur noch mit einem einzigen Verfahren zu interagieren, und irgendwo würde eine Spezialabteilung dafür bezahlt, sich mit allen absonderlichen Einfällen der Versandunternehmen zu befassen. Eines Tages wird es das bestimmt geben.

Bis dahin wäre es zur Überbrückung schön, wenn wir wenigstens so was wie ein TÜV-zertifiziertes Siegel für Onlineshops »Keine ganz neuen Schikanen, nur die üblichen Schikanen« bekommen könnten.

51

Digitale Sedimente

Es ist jetzt schon wieder ein paar Jahre her, aber es gab eine Zeit, in der man der digitalen Technik häufig vorwarf, sie sei unfähig zum Vergessen. In den darüber erschienenen Texten wurde unweigerlich Ireneo Funes erwähnt, eine Figur aus einer Kurzgeschichte von Jorge Luis Borges. Funes verfügt über ein perfektes Gedächtnis und die Geschichte handelt von den Problemen, die dadurch entstehen: »Mein Gedächtnis, Herr, ist wie eine Abfalltonne«, sagt Funes selbst, und auch der Erzähler vermutet, »dass er zum Denken nicht sehr begabt war. Denken heißt, Unterschiede vergessen, heißt verallgemeinern, abstrahieren. In der vollgepfropften Welt von Funes gab es nichts als Einzelheiten, fast unmittelbarer Art.« Ein digitales Speichermedium vergisst (im Idealfall, aber dazu kommen wir gleich) nichts. Wenn man das gerne wollte, lag es daher nahe, das Digitale allgemein oder das Internet im Besonderen ebenfalls eine Abfalltonne zu nennen, vollgepfropft mit Einzelheiten, unfähig zum Vergessen.

Der Vorwurf ist mittlerweile ein bisschen aus der Mode gekommen. Das kann daran liegen, dass Vorwürfe an »das Internet« oder »die Digitalisierung« eben ihre Verfallsdaten haben, mal geht es fünf oder zehn Jahre lang um mangelnde Haltbarkeit, dann wieder um die Unfähigkeit zum Vergessen, die Undurchschaubarkeit von Algorithmen oder etwas ganz anderes. Vielleicht ist aber inzwischen auch unübersehbar geworden, dass man eigentlich gar nichts wiederfindet.

Auf der untersten Speicherebene mag alles erhalten bleiben, so lange niemand im Serverzentrum über das falsche Kabel stolpert. (Vereinfachte Darstellung, bitte schreiben Sie mir keine Beschwerdemails aus Serverzentren.) In der Praxis nutzt das wenig, weil man sich hier einige Ebenen über der bloßen Speicherung bewegt. Was ich ungefähr genauso häufig brauchen könnte wie eine Suchmaschine, wäre eine Wiederfindemaschine. Früher einmal gab es bei Google die Möglichkeit, die Suche auf Seiten einzuschränken, die man bereits besucht hatte. Selbst wenn es diese Option noch gäbe, würde sie nicht mehr funktionieren. Was ich wiederfinden will, könnte mir auf zwei Geräten in acht verschiedenen Browsern, in E-Books, bei Twitter, in einem Video, als abfotografierter Zeitungsartikel, in einem Messenger oder in einer App begegnet sein. Vieles davon ist für Suchmaschinen unzugänglich, von den Problemen mit selbstlöschenden Formaten wie Snapchat, Instagram Stories oder Fleets ganz zu schweigen. Ich erinnere mich an eine Zeit, in der es schwierig sein konnte, Seiten im Netz nach ein paar Monaten wiederzufinden, wenn man alle spezifischen Suchstichworte vergessen hatte. Inzwischen vermeide ich sogar den Satz »Warte, das hab ich erst gestern gesehen, das finde ich gleich wieder«, weil ich weiß, dass er nur zu einer stundenlangen Suche ohne Ergebnis führt.

Das Wiederfinden ist nur ein kleiner Teil des Problems. Ständig lagern sich neue digitale Sedimentschichten ab und begraben das Vorhandene unter sich. Auch wenn theoretisch noch alles da wäre, lässt es sich in der Praxis nur so handhaben wie die menschliche Erinnerung. Manchmal gelingt es mir, Einzelheiten

wiederzufinden, die ich in der Vergangenheit gelesen habe, aber der Raum, in dem diese Dinge aufgetaucht sind und verhandelt wurden, bleibt unzugänglich.

Es gibt kein »absolutes Gedächtnis«, keine »technische Realisation einer totalisierten Erinnerung«. Die Gegenwart existiert nur ein einziges Mal. Eine vollständige Erinnerung lässt sich auch mit Hilfe digitaler Speichermedien nicht herstellen. Jedes Fundstück existierte ursprünglich in einem Kontext, der nicht mehr zu rekonstruieren ist. Selbst wenn nie etwas verloren ginge und alles zugänglich wäre, müsste die Rekonstruktion so umfassend sein wie die Gegenwart. Alles andere ist Erzählung, Verdichtung, Auswahl.

Als im Dezember 1895 die Brüder Lumière in Paris zum ersten Mal ihren Kinematographen öffentlich vorführten, hieß es in einem Bericht in der Zeitung *La Poste*: »Wenn diese Geräte in die Hände des Volkes geraten, wenn jeder die ihm nahestehenden Menschen fotografieren kann, nicht nur im unbewegten Zustand, sondern mit ihren Bewegungen, Handlungen, vertrauten Gesten und den Worten, die sie sprechen, dann wird der Tod nicht länger absolut und endgültig sein.« Aus heutiger Sicht ist die Vorstellung von der Überwindung des Todes durch Filmaufnahmen keine naheliegende und wir müssen uns erst wieder in die Verhältnisse von 1895 versetzen, um den journalistischen Überschwang annähernd nachvollziehen zu können. Mit derselben Verwunderung werden spätere Leserinnen und Leser die im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert entstandenen Texte über digitale Archive als perfektes Gedächtnis betrachten.

52

Ich will doch nur

»Ich will doch nur«, habe ich in meinem Leben schon oft geschrien und dabei mit der Maus auf die Tischplatte gehämmert, jedenfalls in den Jahren, als ich noch eine Maus hatte. Die Mauszeit ist für mich 2008 zu Ende gegangen und seitdem muss ich meinen Zorn in mich hineinfressen, die verbleibenden Geräte sind zu empfindlich für Triebabfuhrgehämmer. Dabei will ich immer noch genauso oft, dass irgendeine *ganz einfache Sache* so funktionieren soll, wie ich es mir vorstelle.

Mein Techniktagebuch-Mitautor Oliver Laumann ist der Meinung, man könne inzwischen gar nicht mehr nur »fernsehen, das Licht einschalten, telefonieren, Wäsche waschen oder etwas kochen«, weil das »halt heute alles vernetzte Computer sind (sogar die Turnschuhe)«. Früher einmal hätte es also eine einfachere Welt gegeben, in der man ohne Umwege und Frustrationen das tun konnte, was man vorhatte. Ich glaube nicht, dass es diese Welt jemals gab, oder falls doch, ist es schon ein paar hundert Jahre her. Bestimmt gab es Menschen, die angesichts von Gas- oder Elektroherden erklärten, sie wollten doch *einfach nur* das Teewasser zum Kochen bringen und sich dafür nicht mit einem komplizierten Apparat auseinandersetzen. Oder: Das Pferd finde den Weg nach Hause von allein, das Auto nicht. Die neue Lösung kann mehr und andere Dinge als ihre Vorgängertechnik, aber deren Einfachnurizität bleibt dabei auf der Strecke.

Beim Vorbringen dieser Klage kann man leicht über-

sehen, dass schon die unsmartesten Geräte erhebliche Komplexität in den Haushalt gebracht haben. In Zeiten, in denen erst einmal im ganzen Haus und der Nachbarschaft Wasserrohre, Gasleitungen oder Kabel verlegt werden mussten, bevor man dann *ganz einfach* einen Knopf drücken konnte, wurden sicher auch gelegentlich Sätze mit »Ich will doch nur …« begonnen und mit »… das kann doch nicht so kompliziert sein!« beendet.

Ganz neue Technologien sind ein paar Jahre lang schwieriger als unbedingt nötig, bis sie allmählich zuverlässiger und benutzbarer werden. Ihre verwickelten Voraussetzungen werden unter Putz verlegt und geraten bei allen außer den Verlege- und Reparaturzuständigen in Vergessenheit. Aber ein zweiter Teil des Problems wohnt nicht in der Technik, sondern in den Wünschen selbst.

Es hilft, gelegentlich – und sei es nur zum Spaß und in der Freizeit – ein paar Zeilen Code zu schreiben. Man versteht danach besser, wie komplex die Vorgänge sind, deren Beschreibung wir leichtfertig mit »ich will doch nur« einleiten. Der IT-Manager und Autor Felix Schwenzel hat 2016 in seinem Blog wirres.net dokumentiert, was passiert, wenn man *einfach nur* für nächtliche Klogänge ein bisschen Licht für den Weg durchs Wohnzimmer haben möchte. »nicht zu viel, nur ein bisschen gedimmtes licht. eigentlich einfach: wenn das wohnzimmer dunkel ist und die sonne untergegangen ist (und nur dann) schalte die stehlampe mit der hue-birne nach detektierter bewegung für 5 minuten auf 20% helligkeit.« Es ist ein längerer Beitrag, in dessen Verlauf immer neue Feinheiten dieses Wunschs

ans teilautomatisierte Licht kommen: Was ist, wenn jemand nach Sonnenuntergang ins dunkle Wohnzimmer kommt und gar nicht auf dem Weg zum Klo ist, sondern im Wohnzimmer bleiben möchte? Was, wenn Gäste kommen, die im Wohnzimmer schlafen?

In meinem Leben spielt Heimautomatisierung bisher keine Rolle. Ich bin froh, wenn die zwischen 1910 und 1990 eingebauten Schalter und Knöpfe in meiner Wohnung bei manueller Betätigung das Erwartete tun. Einblicke in die fundamentale Kompliziertheit von allem gewinne ich stattdessen beim Gebrauch von Textverarbeitungssystemen. »Ich will doch nur«, rufe ich, »dass die Fußnoten auf derselben Seite stehen wie ihr Fußnotenzeichen!« Oder »Ich will doch nur, dass Abbildungen auf derselben Seite stehen wie der Text, zu dem sie gehören!« Dabei wird schon nach kurzer Nachdenkzeit klar, dass es sich um vertrackte Probleme handelt. Eine Fußnote auf der einen Seite führt dazu, dass mehr Text auf die nächste Seite fließen muss und mit ihm womöglich die Erwähnung der Abbildung. Oder ein weiteres Fußnotenzeichen. Ich habe nur erfolgreich verdrängt, wie viele meiner zum Teil unvereinbaren Wünsche im Hintergrund bearbeitet werden. Über die Vorgänge, die hinter dem Wunsch stehen, *einfach nur eine Seite zu drucken*, womöglich am Drucker eines fremden Haushalts, will ich so wenig wie möglich wissen. Ich möchte weiterhin unbeschwert nach *einfach nur* verlangen können und so wenig über die entsetzlichen Einzelheiten von PostScript, PCL und Druckertreibern nachdenken wie über das Geschehen in meinen eigenen Körperzellen.

Vernünftigere Menschen würden jeden Plan oder

Wunsch entsprechend formulieren: »Ich möchte etwas sehr, sehr Kompliziertes und weiß nicht, ob das geht: Wenn ich diesen Schalter betätige, soll das Licht angehen«. So bekommt man ein realistischeres Verhältnis zur Komplexität der Welt und wird gelegentlich angenehm überrascht.